Fräulein Hoffmann

Ende Dezember erscheint:

Neue Metaphysische Rundschau

Band 14 = Heft 1.



Das neue Heft wird mit seinen epochemachenden Artikeln eine **gewaltige Erregung** in **allen** Kreisen hervorrufen, besonders unter den Theologen, den Naturwissenschaftlern und den Psychologen.

Alle Tageszeitungen und **alle Parteien** werden dazu Stellung nehmen!

Machen Sie Ihre Freunde auf dieses Heft aufmerksam.

Vergessen Sie nicht, Ihr Abonnement bei Ihrer Buchhandlung oder beim Verlage zu erneuern!

Verlangen Sie kostenlos den neuen illustrierten Prospekt der Rundschau!



O, Welt, wie Gott sie geschaffen hat! Alles ist Schönheit: und wenn wir wissen, dass diese Liebe ist, und Liebe Pflicht; was suchen wir dann noch? Robert Browning.

Johann Pordaedsche.

„Ich will aussprechen Dinge. die verborgen gewesen von Grundlegung der Welt her". — Math. XIII, 35.

Wenn wir den Wust von philosophischen Schriften betrachten, mit denen heutzutage die Welt überschwemmt ist, und deren Inhalt nicht auf wahre geistige Erkenntnis so wie sie der Liebe zur Wahrheit (Philo-Sophia) entspringt, sondern auf blinde Spekulation und Argumente gegründet ist, und folglich von Irrtümern strotzt, so ist es eine Erholung die Werke eines wirklich erleuchteten Menschen in die Hand zu bekommen. Ein solches Werk sind die bereits sehr selten gewordenen Bücher von Pordaedsche (Pordage) einem englischen Arzte und Zeitgenossen Jacob Böhmes. Seine Lehren stimmen mit den Anschauungen Böhmes überein; aber die Form, in der sie geschrieben sind, wird für die meisten Leser verständlicher sein. Der Titel des uns vorliegenden Werkes ist:

Göttliche und wahre
METAPHYSICA
oder
wunderbare, durch eigene Erfahrung erlangte
Wissenschaft
der unsichtbaren und ewigen Dinge,
nemlich von denen
Unsichtbaren Welten
als
Der Göttlichen, der Ewigen Natur, der
Englischen, der Hölle und Paradiesischen, ihren Einwohnern,
Deren Regierung, Gestalt, Sprache, Verrichtung
und andern Wundern, etc.
durch
Johann Pordaedschen
der Arznei-Doctor.
Frankfurt und Leipzig. MDCCXV.

Wenn wir den Schriften von Pordaedsche volle Gerechtigkeit widerfahren lassen wollten, so könnten wir nichts besseres tun, als dieselben vom Anfange bis zum Ende abschreiben oder neu drucken zu lassen; denn da dieselben ein höchst umfangreiches Gebiet mit gedrängter Kürze und dennoch verständlich behandeln, so ist es nicht möglich, auf wenigen Blättern eine noch kürzer gefasste Dar-

stellung des ganzen Inhalts zu geben, und wir müssen uns deshalb darauf beschränken nur einzelne Stellen dieses höchst interessanten Werkes zu berühren.

Dass die Schriften von Pordaedsche nicht auf blinder Spekulation, sondern auf eigener Anschauung und Einsicht beruhen, geht nicht nur aus deren Inhalt, sondern auch aus dem, was er selbst über die Art sagt, wie er zu seiner innerlichen Erleuchtung kam, hervor; nämlich:

„Der heilige Geist führte meinen ewigen Geist, als welcher beides von meinem irdischen Leibe und von meiner sündhaften Seele wirklich abgeschieden war, hierauf in die Stille Ewigkeit. Daselbst stund ich mit meinem ewigen Geiste, als ein blosser einfacher Geist mitten unter den unzähligen einfachen Geistern, die in dem Allerheiligsten sind. Und all da sah, hörte, schmeckte und fühlte ich, was ich von der ersten ursprünglichen Welt oder von dem Prinzip der stillen Ewigkeit geschrieben habe."

„In dieser Hinüberführung erkannte ich zwei Menschen in mir selbst, einen in dem andern; nämlich einen auswendigen und einen inwendigen Menschen. Der inwendige Mensch lebt auf eine unsichtbare Weise in dem auswendigen. Mein äusserlicher Mensch war sterblich; mein inwendiger Mensch aber war ein ewiger Mensch. Und ich vernahm ferner, dass der auswendige*) den äusserlichen sichtbaren Leib des Fleisches zu seinem Leibe hatte, wie auch seine sterbliche Seele, welche den Tod schmecken konnte.**) Der innere ewige Mensch aber hatte eine ewige Seele,***) die von der sterblichen Seele unterschieden war und nicht sterben konnte. Diese zwei Seelen leben eine in der andern als eine Seele und sind doch in ihnen selbst zwei unterschiedene Seelen, davon die auswendige die inwendige nicht kennt. Dann erkannte ich noch weiter, dass der äusserliche Mensch auch einen äusserlichen sterblichen Geist†) hatte, der ihm eigentümlich zugehört, welcher seine Geburt von dem Geiste dieser Welt hat und für diese Welt allein geboren worden, auch in seiner ihm bestimmten Zeit sterblich ist und nach dem Laufe des Sternhimmels dahin stirbt. Ferner sah ich klar, dass die ewige Seele meines inwendigen Menschen einen ewigen unsterblichen Geist††) hat, welcher in der Ewigkeit†††) geboren und aus ihr herabgekommen ist, und daher auch ewig leben muss. Da begriff ich klar, dass dieser ewige Geist in dem sterblichen Geiste der Zeit verborgen ist und darin wohnt, nicht anders als ob beide ein Geist wären, wiewohl sie von einander unterschieden

*) Der Astralmensch. — **) Kama Manas. — ***) Buddhi Manas. — †) Intellekt. — ††) Buddhi. — †††) Atma.

sind. Und der Sterbliche kommt und begreifet den Unsterblichen nicht, obschon dieser in dem Sterblichen lebet und wirket.

Der äussere Geist, der zum auswendigen Menschen gehört, ist nichts anderes als der Vernunftgeist selbst, und der ewige Geist, der zum inwendigen Menschen gehört, ist nichts anderes als der verständliche Geist, der im Vernunftgeist lebt.

Gleich wie nun der Leib seine Kleider alle Abend, wenn er zu Bette geht, von sich abwerfen, und wie der Vernunftgeist zur Stunde des Todes die sichtbare Form des Leibes oder Fleisches ablegen kann; also legt der ewige verständige Geist allzeit in seiner Ueberführung oder Hinauffahrt von dieser Welt in die Ewigkeit den Vernunftgeist von sich ab und lässt diesen in der Zeitlichkeit zurück.

„In der Ewigkeit werden alle Dinge verständlich oder mit dem Verstand in ihrem eigenen Wesen gesehen, erkannt und begriffen. Der ewige Geist hat in sich selbst seinen eigenen Verstand in seinem eigenen Gemüt und in diesem sein eigenes Auge, von diesem sein eigenes Sehen, und von diesem seine Erkenntnis. Dieses geistliche Sehen geschieht mittelst des Geistes des Glaubens, der sich mit dem Verstand des ewigen Geistes vereinigt, ihn mit untrüglichem Lichte erleuchtet, darinnen wohnet, lebet und sich bewegt und dem ewigen Gemüt alles entdeckt“. (Band I. Seite 545 u. ff.)

Dies ist somit die wahre Theosophie oder Gotteserkenntnis, welche auf direkter Anschauung und Erfahrung beruht, und wohl von der wissenschaftlichen Spekulation gewisser Philosophen zu unterscheiden ist, welche diesen ewigen Geist nicht kennen; denn obgleich der Scharfsinn und die Logik derselben oft bewundernswert ist, so sind sie doch der eigenen Anschauung und Erkenntnis des Wahren nicht fähig, sondern urteilen wie der Blinde von der Sonne.

Diese wahre Erkenntnis hängt nicht von Studieren und Kopfzerbrechen ab, sondern wird nur durch die Liebe zum Göttlichen erlangt, und diese Liebe ist unabhängig von dem Gottesbegriff, den ein Mensch hat, um so mehr als der äussere Mensch überhaupt Gott nicht begreifen kann; denn sonst stünde der Menschenverstand höher als Gott. Es ist deshalb gar nicht nötig, über das Wesen der Gottheit zu grübeln und danach zu trachten, sich von Gott, dem Unvorstellbaren, eine richtige Vorstellung zu machen, sondern der Weg zu Gott ist die Liebe, und man kann ihn lieben, auch wenn man eine falsche Vorstellung von ihm hat. Die Gotteserkenntnis ist nicht Gehirn- sondern Herzenserkenntnis. Pordaedsche sagt:

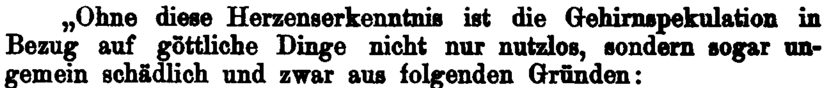
„Die Gehirnwissenschaft ist ein blos bildlicher Begriff, und nicht mit den Dingen selbst, sondern nur mit deren Bildern beschäftigt. Die Erkenntnis des Herzens aber ist wesentlich und aus Erfahrung.

„Nehmen wir an, es wären zwei Menschen in einer tiefen Gruft in der Erde geboren und hätten niemals weder den Tag noch die Sonne gesehen. Sie könnten auch nicht aus der Tiefe herauskommen, ohne eine sehr hohe Leiter zu erklettern. Der eine von den Beiden ist sehr arm und führt ein elendes Leben, von dem er gern erlöst sein möchte; der andere ist reich und mit allen Bequemlichkeiten versehen.

„Als der Arme einmal die Sonne loben hörte, stellte er sich in seiner Unwissenheit vor, dieselbe sei eine vornehme Person, die den Leuten viel Gunst erweisen könne, und es erfasste ihn ein grosses Verlangen, zu dieser Person zu gelangen. So scheute er denn die Mühe nicht, die hohe Leiter zu erklettern und gelangte schliesslich aus dem finstern Loch in den herrlichen Sonnenschein.

„Der Reiche dagegen vernahm, dass die Sonne ein grosser Planet am Himmel sei, dessen Licht sich überall verbreite und allen Geschöpfen Leben und Wachstum und Schönheit verleihe, und durch die man viele Tausend wunderbare Dinge entdecken könne, wovon in der Gruft nichts zu sehen sei. Kurzum, dieser Mensch erhielt eine annähernd richtige theoretische Kenntnis von der Sonne; aber er liess sich hierdurch nicht im geringsten bewegen, die Leiter heraufzusteigen, sondern machte sich allerlei Schwierigkeiten, indem er sich vorstellte, er könnte dabei den Hals brechen, oder dass er am Ende die Sonne doch nicht zu sehen bekäme. Er hatte keinen Glauben und keine Liebe zu ihr und begnügte sich mit seinem theoretischen Wissen; ja, er meinte sogar, seine Erkenntnis sei besser als die Erkenntnis anderer, welche die Sonne gesehen hatten. Somit blieb er in seiner Gruft, der andere aber ruhte im Genuss des Lichtes und wandelte in demselben, obgleich die Theorie, welche er früher hatte, nicht die richtige war.“ (Band I, Seite 53.)

„Somit liegt es nicht an unserer Vorstellung, sondern das einzig wahre Mittel, zur seligen Vereinigung mit Gott zu gelangen, ist Liebe und Glauben. Es wird aber jeder leicht bei sich selbst finden, dass er nichts lieben kann, als was sein *Herz* für gut und vortrefflich hält. So ist es denn die Erkenntnis des Herzens, welche zur Liebe nötig ist, und ohne welche keine Liebe sein kann. Die Erfahrung zeigt, dass man im Gehirn eine hohe Idee von Dingen haben kann, die man doch gar nicht liebt; wie an den gottlosen Gelehrten und Teufeln zu sehen ist, die von Gott viel Hirnwissenschaft, aber keine Liebe zu ihm haben. Um ein Ding zu lieben genügt es, dass das Herz an dessen Güte glaubt, und es ist nicht nötig alle die Eigenschaften desselben zu wissen, oder dass die Vorstellung der Wahrheit entspricht. Die Gefahr liegt allein in dem Missbrauch einer Vorstellung, sei sie wahr oder falsch.“



„Ohne diese Herzenserkenntnis ist die Gehirnspekulation in Bezug auf göttliche Dinge nicht nur nutzlos, sondern sogar ungemein schädlich und zwar aus folgenden Gründen:

1. Indem wir unsere kostbare Zeit vergeblich verwenden, die wir doch anwenden könnten um Gott zu lieben und uns in unserm Herzen mit ihm zu unterhalten, welches zur wahren Erleuchtung das einzig Notwendige ist.

2. Indem wir unser Gemüt mit Bildern anfüllen, welche allem demjenigen, was das göttliche Licht in uns entdecken wollte, mit ankleben, sich mit einmischen, es verderben und in ihre Formen zwingen.

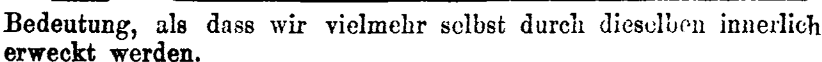
3. Indem sie unserm Gemüt eine gewisse Neigung geben, alles, was nicht mit unsern Begriffen übereinstimmt, zu verwerfen; welches die Gewohnheit fast aller Gelehrten von Anbeginn der Welt gewesen und noch ist bis auf den heutigen Tag.

4. Indem sie unser Herz mit Hoffahrt aufblasen und uns bereden hohe Erkenntnis zu haben, während wir doch in der Tat nichts erkennen, wodurch sie uns also der Gnade Gottes verlustig machen und uns folglich in die ewige Finsternis stürzen. (Band I. 67.)

Damit ist aber nicht gemeint, dass man nichts lesen, nichts hören und nichts denken, sondern sein Heil in der Unwissenheit suchen solle; vielmehr ist es gut, sich mit geistigen Dingen auch intellektuell zu beschäftigen; aber alle Erkenntnis, wenn sie auch wahr ist, hat gar keinen Nutzen, als in sofern sie ein kräftiges Bewegungsmittel ist, Gott zu lieben.

„Wenn ihr etwas höret, leset oder in euren Gedanken findet, so müsset ihr euch nicht lange dabei aufhalten und Mühe und Zeit anwenden, es in sich selbst zu erwägen und zu examinieren, sondern auf euer Herz sehen, ob es dadurch in der wahren Liebe Gottes mehr entzündet werde. Und wenn ihr diese gute Wirkung, welche unzweifelhaft von Gott, als dem Urheber aller guten Gedanken ist, in euch findet, so müsset ihr solche von der Hand Gottes annehmen. — Ihr müsset niemals mit Gemeinden darum zanken und vielweniger andere verfolgen, darum dass sie mit euch nicht einerlei Meinung sind, dagegen ist es unsere Schuldigkeit in Ansehuung der Erfahrung oder experimentaler Wissenschaft, denjenigen zu glauben, welche uns von ihren geistlichen Erfahrungen Nachricht geben, wenn es fromme und glaubwürdige Leute sind, und dieselbe zu unserer Förderung in der göttlichen Liebe zu gebrauchen." (Band I Seite 70.)

Ob die Lehren der von Gott erleuchteten Weisen vollständig intellektuell begriffen werden und bewiesen sind, ist von geringerer



Bedeutung, als dass wir vielmehr selbst durch dieselben innerlich erweckt werden.

„Es wird unter Zehntausenden schwerlich auch nur ein Einziger sein, der mit Wahrheit sagen kann, er habe eine innerliche, göttliche, untrügliche Ueberzeugung, dass die Bücher der heiligen Schrift in der Tat von denen geschrieben sind, deren Namen sie führen; dass die Urheber derselben in der Tat Christi Jünger und Propheten Gottes gewesen; dass Jesus Christus in der Tat alles dasjenige gesprochen, was sie ihm zuschreiben; dass sie in ihrem Schreiben so vom heiligen Geiste regiert wurden, dass sie auch kein Wort verfehlten, und dass diese Bücher unverfälscht an uns gekommen sind, ja, dass die Uebersetzungen derselben den wahren Sinn der ursprünglichen Schrift ausdrücken. Dagegen ist es gewiss, dass ein jeder in der Bibel einen allgemeinen Geist der Gottesfurcht finden kann, der alles von Gott herleitet und alles wieder zu Ihm führet, und dass alle diese Unterweisungen nichts anderes als göttlichen Ursprungs sein können.“ (Band I, Seite 82.)

Es gibt nur eine einzige ewige Wahrheit, und wo sie sich offenbart, da ist auch ihre Offenbarung überall dieselbe. Deshalb stimmen die Weisen aller Zeiten und aller Völker in den Grundzügen ihrer Lehren überein, und diese bilden die Grundlage aller grossen Religionssysteme der Welt. Es gibt keine andere wahre, lebendige Erkenntnis, als durch Erfahrung. Da aber nicht jedermann diese Erfahrung besitzt, sondern der grossen Mehrzahl die inneren Sinne verschlossen sind, so können diese nichts besseres tun, als dass sie das Zeugnis derjenigen beachten, die durch lange und grosse Arbeit zur wahren Selbsterkenntnis gekommen sind, um dadurch auf den richtigen Weg geleitet und von ihren Irrtümern befreit zu werden. Das Lesen dieser Schriften sollte daher nicht den kleinlichen Zweck haben, die Wissbegier zu befriedigen, sondern vielmehr zur innerlichen Erbauung, Veredelung und Erweckung der göttlichen Liebe dienen, aus welcher die wahre Erkenntnis entspringt.

Dr. med. Franz Hartmann.

Ebensowenig soll man eine alte Wahrheit zu wiederholen fürchten, wenn man sie durch eine bessere Fassung verständlicher zu machen, eine andere, sie erhaltende Wahrheit mit ihr zu verbinden und eine Gedankenkette zu bilden vermag. Es ist das Eigentliche der Erfinder, die Verknüpfung der Dinge zu erfassen und sie miteinander in Verbindung zu bringen, ja, die alten Entdeckungen gehören weniger denen, die sie machten, als denen, die sie nützlich zu machen wussten. *Vauvenargues.*



Die Vogelgespräche Mantiq-Uttair des Ferîdeddîn Attâr.

Nach dem Französischen des Garcin de Tassy.

Ein sechster Vogel beklagt sich, dass er auf dem mystischen Wege durch den Dämon des Stolzes behindert werde. Ihm wird diese Antwort zu teil:

„So lange du dich nicht von deiner begehrlichen Seele befreist, wird dieser Dämon dich nicht in Ruhe lassen. Um dich zu täuschen, lockt er dich. Noch mehr! Wenn du einem deiner Wünsche nachgibst, so werden hundert Teufel in dir aufleben."

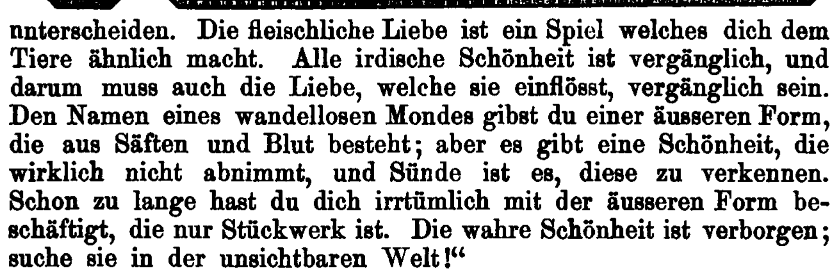
Ein siebenter Vogel klagt sich der Liebe zum Golde an. Er wird belehrt, dass er an einer äusseren Form hänge, und dass er deshalb niemals die Morgenröte des wahren Wertes der Dinge sehen würde. Der Lehrer führt seine Ermahnung aber noch weiter aus:

„In jedem Monate musst du den Mietzins für den Laden der Welt zahlen, und dieser Zins ist deine Seele. Aber deine geliebte Seele und dein kostbares Leben werden dir entschwinden, bevor du einen Heller in dem Leben gewinnen konntest . . . . . Mache dich los von allem, was du besitzest, denn du wirst das Glück nur im Verhältnis zu deiner Grossmut gewinnen. Alles, was da ist, muss man aufgeben. Ja, sogar auf sein Leben muss man verzichten können. Denn wenn du darauf nicht verzichten kannst, so wirst du noch weniger auf Reichtum und Ehren verzichten wollen. Und wenn du nur noch eine grobe Decke hast, um darauf zu schlafen, so wird diese immer noch eine Schranke sein, welche dich hindert, den geistigen Weg zu betreten. Wenn du die Wahrheit kennen willst, verbrenne diese Decke. Bis dahin wirst du nicht aufrichtig gegen Gott handeln. Wenn du heute nicht diese Decke von dir wirfst, wie willst du morgen den schweren Teppich von dir werfen, der dir als Leichentuch dient?"

Der achte Sprecher ist nicht geneigt, seine hervorragende Stellung in der Welt und sein üppiges Leben aufzugeben. Auch er wird belehrt, dass er seine Freude in eitlen und vergänglichen Dingen suche.

Die Einwände des neunten Vogels veranlassen den Wiedehopf, den Unterschied zwischen irdischer und himmlischer Liebe auseinandersetzen:

„Du, der du dich ganz an die Welt der Sichtbarkeit anklammerst, und so ganz in ihrem rauschenden Treiben aufgehst, lerne die Liebe zur äusseren Form von der beschaulichen Liebe zum Unsichtbaren



nnterscheiden. Die fleischliche Liebe ist ein Spiel welches dich dem Tiere ähnlich macht. Alle irdische Schönheit ist vergänglich, und darum muss auch die Liebe, welche sie einflösst, vergänglich sein. Den Namen eines wandellosen Mondes gibst du einer äusseren Form, die aus Säften und Blut besteht; aber es gibt eine Schönheit, die wirklich nicht abnimmt, und Sünde ist es, diese zu verkennen. Schon zu lange hast du dich irrtümlich mit der äusseren Form beschäftigt, die nur Stückwerk ist. Die wahre Schönheit ist verborgen; suche sie in der unsichtbaren Welt!"

Auch die Furcht vor dem Tode soll Niemanden abschrecken, sich auf die mühsame Reise zu wagen. Dahin wird ein zehnter Vogel belehrt:

„Weisst du nicht, dass jedes Leben, ob lang oder kurz, nur aus wenigen Atemzügen besteht? Hast du nicht erkannt, dass Jeder, der geboren wird, sterben muss? Zu Erde wird er, und der Wind zerstreut die Elemente, die seinen Leib gebildet haben. Für den Tod bist du genährt worden. So eingetragen wurdest du in diese Welt, um wieder hinausgetragen zu werden. Ob rein oder unrein, du bist nur ein Tropfen festgewordenen Wassers mit Erde verbunden. Und wie möchtest du dem Ozean diesen Tropfen streitig machen, der doch nur Schmerz ist? . . . . . . Gegen den Tod gibt es kein Mittel als den Tod. Auch er, welcher die ganze Welt unter dem Zauberbanne seines Ringes gehalten hat, ist jetzt wie ein Stein unter der Erde. (Salomon) Wie bald wurde der Krieger, der seine Lanze bis zum Himmel emporschwang, im Staube des Grabes gebettet."

Ein alter Vogel gesteht ehrlich, dass er sich um die geistigen Dinge nicht viel kümmere. Er erhält die Antwort, dass es alsdann hohe Zeit für ihn sei, sich zu rühren, da alles, was nicht zum geistigen Leben führe, vergänglich sei. Ein zwölfter, verständiger als die übrigen, erklärt zwar, dass er einen Widerwillen gegen die anstrengende Reise empfinde, dass er sich aber trotzdem entschlossen habe, zu gehorchen und der Leitung zu folgen. Ihm antwortet der Führer mit freundlicher Nachsicht:

„Du hast recht, also zu sprechen. Man darf von den Geschöpfen keine allzugrosse Vollkommenheit erwarten, aber bist du denn wirklich Herr deiner selbst, wenn du deine Aufmerksamkeit leidenschaftlich auf einen Gegenstand richtest? Der ist frei von Täuschungen, welcher freiwillig gehorcht . . . . .

Auch der dreizehnte Vogel hat die besten Absichten und ist dabei voll Vertrauen. Ihm gegenüber macht der Führer zum ersten Male auf die Schwierigkeiten des Weges aufmerksam:

„Dieser Weg ist nicht jedem erschlossen. Als Wegzehrung genügt die Aufrichtigkeit. Wer sich entscheidet, ihn zu durchwandern, muss ihn frei und friedlich wandeln. Verbrenne alles, was du hast durch deine glühenden Seufzer. Sammele die Asche und sitze auf ihr nieder. Dann erst wirst du frei von allen Dingen sein!“

Der vierzehnte Vogel ist noch mehr als die vorigen von de Wichtigkeit der geistigen Dinge durchdrungen. Das Unternehmen erscheint ihm würdig seines hohen Strebens. Sein Leib ist schwach, aber eine edle Begeisterung durchglüht ihn. Wenn auch kein Anhänger einer positiven Religion, so ist er doch eifriger Verehrer der esoterischen Wahrheit.

Der Wiedehopf lobt seine edle Gesinnung und führt Beispiele von Königen an, welche ihr Reich aufgegeben haben, um als mystische Heilige zu leben. Seine Rede endet mit folgendem Gleichnisse:

„Die Welt ist wie eine Truhe, in der wir eingeschlossen sind, und in welcher wir uns wie toll unseren Leidenschaften hingeben. Wenn der Tod den Deckel der Truhe lüftet, fliegen die, welche Flügel haben, in die Ewigkeit. Die Flügellosen aber bleiben in der Truhe zurück, eine Beute von tausend Aengsten. Versäume es also nicht, dem Vogel des Strebens den geistigen Flügel des mystischen Sinnes zu geben . . . . .“

Noch eifriger ist der fünfzehnte Vogel. In der Antwort des Wiedehopfes ist besonders ein Satz bemerkenswert. „Wahrlich, es ist besser, die Regeln der Gerechtigkeit und Billigkeit zu beachten, als sein ganzes Leben auf den Knieen im Gebet und Seufzen hinzubringen!“

Der sechzehnte Vogel bedarf wiederum der Ermutigung, der siebzehnte dagegen rühmt sich in stolzen Worten seiner Liebe zu Simurg. Doch dieses Selbstvertrauen flösst dem Führer wenig Zuversicht ein:

„Durch Anmassungen und Prahlereien kann man nicht der Genosse Simurgs im Kaukasus werden. Mache nicht so viel Wesens aus deiner Liebe zu ihm, denn niemand kann diesen Vogel nach seinem Gefallen erreichen. Der Wind der Glückseligkeit muss sich erheben, um den Schleier vom Antlitze dieses Geheimnisses fortzuwehen. Dann erst wird Simurg dich vor sein Antlitz ziehen und dir einen Platz in seinen Palaste geben. Wenn du den Mut hast, den heiligen Platz betreten zu wollen, so lasse es deine erste Sorge sein, dass dir der Sinn für die geistigen Dinge aufgehe.“ Es werden noch einige Beispiele beigefügt, welche den Satz erhärten, dass in der Gottesliebe das Geschöpf passiv ist. Es kann nur die Gnade annehmen, aber nichts von sich aus dazu tun.

Der achzehnte Vogel ist das Bild des echten Pharisäers, welcher glaubt, die Reise sei für ihn überflüssig, weil er durch sein strenges Leben im Sinne äusserlicher Religiosität schon einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht habe. Lebhaft tadelt ihn der Wiedehopf:

„Du teuflisches Gemüt, voll von Hochmut, versenkt in Selbstsucht und widerwillig zu handeln, deine Einbildung hat dich verführt und vom Felde göttlicher Weisheit entfernt .... Der Stolz hat sich deiner bemächtigt und beherrscht dich völlig. Das Licht, das du auf dem geistigen Wege zu sehen glaubst, ist nur ein Feuer und deine Liebe zu den himmlischen Dingen nur Einbildung ...

.... Wenn sich dir ein falsches Licht zeigt, das aus den Tiefen deiner begehrlichen Seele aufsteigt, so musst du das wie einen Skorpionstich achten, gegen den du Arznei anwenden sollst. Achte nicht auf das Geflimmer dieses unreinen Lichtes. Da du doch nicht die Sonne sein kannst, so hüte dich, mehr als ein Sonnenstäubchen sein zu wollen .... So lange du den Stolz bewunderst und dich von ihm verführen lässest, wirst du fern der Wahrheit bleiben. Wirf die Bewunderung fort, verbrenne den Stolz und die Einflüsterungen einer verderbten Seele."

Der Dialog zwischen dem Wiedehopf und den nächsten drei Vögeln enthält wenig bemerkenswertes mit Ausnahme folgender Stelle aus einer Rede des ersteren:

„Verzichte wie alle Erleuchteten auf Paradies und Hölle, gehe darüber hinweg, ohne dein Herz daran zu hängen."

Der zweiundzwanzigste Vogel endlich stellt Fragen nach der Art und Beschaffenheit des Weges, welcher vor den Pilgern liegt. Der Führer begnügt sich in der Antwort auf diese Frage nicht mit allgemeinen Lehren, sondern wird sehr eingehend, indem er unter der Allegorie des Weges die verschiedenen Stadien der mystischen Entwickelung schildert.

„Wir haben sieben Täler zu durchwandern, und erst hinter ihnen liegt der Palast Simurgs. Es sind: das Tal des Suchens (talab) das Tal der Liebe, (ischc) das Tal der Erkenntnis (ma'rifat), der Unabhängigkeit oder Genügsamkeit (istignâ), das Tal der reinen Einheit (tanhîd), das Tal des Erstaunens (haïrat), und endlich das Tal der Armut (facr), oder der Auflösung (fanâ). Sobald du das erste Tal (das des Suchens) betreten hast, werden dich Anstrengung und Ermüdung unaufhörlich bestürmen. Mehrere Jahre musst du in diesem Tale zubringen und qualvolle Anstrengungen machen, um voranzukommen und deinen Zustand zu ändern. Wahrlich alle Reichtümer musst du aufgeben und alles, was du besitzest, verachten. Bei diesem Verzicht wirst du einen Sumpf von Blut betreten, und wenn du

dessen sicher bist, dass du nichts mehr besitzest, dann musst du dein Herz noch von allem, was besteht, losreissen. Und wenn dein Herz also vor dem Verderben gerettet ist, dann wirst du das reine Licht himmlischer Herrlichkeit glänzen sehen, und das wird deine Sehnsucht ins Unendliche vermehren. Und wenn sich auf diesem Wege ein loderndes Feuer und tausend neue Täler, eines immer mühevoller zu durchschreiten als das andere, finden sollten, so würde doch der von der Liebe begeisterte Mensch sich entschlossen dieser Aufgabe unterziehen, und sich dem Schmetterlinge gleich, mitten in die Flamme stürzen. Durch sein Verlangen getrieben, wird er sich der unter diesem Tale dargestellten Forschung widmen und von seinem Mundschenken einen Trank (geistiger Lehren) erflehen. Wenn er nur wenige Tropfen dieses Weines getrunken hat, wird er beide Welten vergessen. Versunken im Ozean der Unendlichkeit, wird ihm doch die Lippe dorren, und nur von seiner eigenen Seele kann er das Geheimnis der ewigen Schönheit erfahren . . . Wenn sich ihm in diesem Augenblicke Glaube und Unglaube miteinander darböte, so würde er beide gleich gerne empfangen, vorausgesetzt, sie öffnen ihm die Pforte, die zu seinem Ziele führen muss. Und wahrlich, wenn ihm diese Pforte geöffnet ist, was liegt ihm dann an Glauben und Unglauben, da es auf der anderen Seite der Pforte weder das eine noch das andere gibt!

„Wenn du einen Unterschied zwischen Diamant und Kiesel machst, welche dir doch beide von Gott zugekommen sind, so bist du kein Mensch — auf dem geistigen Wege. Wenn du dich durch den Diamant geehrt und durch den Kiesel geschändet fühlst, so ist Gott noch nicht mit dir. Den Diamanten sollst du nicht lieben und den Kiesel nicht verachten, denn beide kommen von Gott . . .

„Der Mensch, welcher durch eine glühende Sehnsucht und durch die Hoffnung angetrieben wird, darf nicht zaudern unaufhörlich sein Leben auf diesem Wege einzusetzten. Nicht einen Augenblick soll er in seinem Suchen innehalten, nicht einen Augenblick soll er in der Untätigkeit verharren. Sobald er verharrt, wird er mit Gewalt weit auf seinem Wege zurückgeworfen.

„Sammle dich in dir selber, zusammengekauert, wie das Kind im Leibe der Mutter. Verlasse dein Inneres nicht, um dich der Aussenwelt zu zeigen. Fehlt dir das Brot, so suche dich mit Blut zu ernähren. Das Blut allein ernährt das Kind im Leibe der Mutter; es kommt von innen, nicht von aussen.

„Wenn du dem geringsten Stolze die Flügel schiessen lässt, bist du nicht mehr Herr über dein Herz, denn du bist wie berauscht durch den Trank und hast deine Einsicht verloren. Lasse dich nicht

durch diesen Becher Weines berauschen und suche immer, obgleich es kein Ziel für den Sucher gibt.

„Wende dein Auge nicht vom Wege, bis man dich führt. Deine Augen werden nicht immer geschlossen sein. Suche, denn die Pforte ist nicht geschlossen.

„Um das Tal der Liebe (ische) zu betreten, muss man ins Feuer eintauchen – was sage ich! — muss man selber zu Feuer werden, denn sonst kann man dort nicht leben. Der wahrhaft Liebende gleiche dem Feuer, sein Antlitz glühe, er sei hitzig und ungestüm wie die Flamme. Wer liebt, darf keinen Hintergedanken haben. Er muss bereit sein, hundert Welten in die Lohe zu werfen; er darf weder Glauben noch Unglauben, weder Zweifel noch Sicherheit kennen. Auf diesem Wege gibt es keinen Unterschied zwischen gut und bös. Wahrlich, wer die Liebe hat, für den gibt es weder das Eine noch das Andere. Aber du bleibst gleichgiltig bei diesen Worten, sie rühren dich nicht, du weisest sie zurück, deine Zähne können doch nicht beissen. . . . Der Falke ist andauernd eine Beute der Aufregung, bis er sein Ziel erreicht hat. Wird der Fisch von der Brandung an das Gestade geworfen, so bewegt er sich, bis es ihm gelingt, sich in das Wasser zurückzuschnellen. In diesem Tale stellt sich die Liebe durch die Flamme dar und sein Rauch ist das Verständigsein. Wohin die Liebe kommt, da flieht das Verständigsein geschwinde. Es kann nicht mit der Torheit der Liebe zusammen wohnen, und die Liebe hat nichts mit jenem gemein. Nur ein erprobter und freier Mensch kann diese Liebe fühlen. Du hast noch nicht die gewünschte Erfahrung, du liebst noch nicht wahrhaft. Tot bist du. Wer diesen Weg einschlägt, muss tausend lebendige Herzen haben, um sie jeden Augenblick hundertweise opfern zu können.

„Hinter diesem Tale stellt sich ein weiteres dem Blicke dar, es ist das der Erkenntnis (ma'rifat), das weder Anfang noch Ende hat: so lang muss einem jedem der Weg durch dieses Tal vorkommen. Und wahrlich es ist kein Pfad diesem gleich. Aber der Wanderer im Zeitlichen ist ein anderer als der Wanderer im Geistigen. Die Seele schreitet in der Vollkommenheit voran, während der Leib in der Unvollkommenheit abnimmt. Das geistige Schauen, welches sich den Geschöpfen offenbart, wird ihnen nur je nach der Stärke ihrer eigenen Kräfte zu teil. Und wie könnte auch eine schwache Spinne Schritt halten mit dem Elefanten? Die Schnelligkeit eines Jeglichen hängt ab von der Tüchtigkeit, die er erwerben konnte, und nur im Verhältnisse zu seiner Vorbereitung wird er dem unendlichen Wesen nahe kommen. Wenn eine schwache Mücke auch mit aller Kraft fliegen wollte, könnte sie auch mit dem Sturmwinde Schritt halten? Da der Raum in verschiedener Weise durch-

messen werden kann, so vermag nicht jeder Vogel auf die nämliche Art, zu fliegen. Die geistige Erkenntnis (ma'rifat) in diesem Tale hat mannigfache Gestaltung. Die einen finden den mihrab, die andern ein Götzenbild. (Mihrab bedeutet den wahren Glauben, das Götzenbild das Heidentum.) Dieweil die Sonne der Erkenntnis in unbeschreiblicher Weise über der Wölbung des Weges glänzt, wird ein Jeglicher von ihr nach seinem Vermögen erleuchtet und findet seine Stelle, die ihm in der Erkenntnis der Wahrheit zukommt. Wem sich das Geheimnis von der Wesenheit aller Wesen offenbart, dem wird der feurige Ofen der Welt ein Blumengarten. Der Adept wird die Mandel auch durch die Schale hindurch schauen. Er wird in sich nicht sich selber sondern nur seinen Freund erblicken (Gott). In allem, was er sieht, wird er sein Antlitz sehen; in jedem Stäubchen wird er das All erkennen. Tausend Geheimnisse, so glänzend wie die Sonne, wird er unter dem Schleier wahrnehmen. Aber wie viele Geschöpfe sind nicht bei diesem Suchen zu Grunde gegangen, auf eines, welches das Geheimnis ergründen konnte! Vollkommen muss man sein, wenn man diesen schwierigen Pfad durchwandeln und sich in dies stürmische Meer tauchen will. Selbst wenn deine Hand den Strahlenstrom berührte, solltest du keinen Augenblick aufhören, die Worte des Korâns zu sprechen: „Gibt es nicht noch etwas Höheres?“

Diese Welt, eine Burg der Schmerzen, ist lauter Finsternis; aber die geistige Wissenschaft glänzt darin wie funkelndes Gestein, um den Weg zu erhellen. Nur das Juwel dieser Wissenschaft, die das Herz erweitert, kann deine Seele an diesem dunkeln Orte leiten, denn in den endlosen Finsternissen bist du sonst führerlos.

Wenn du auf dem Wege zurückbleibst, Unglückseliger, wirst du dich selbst verlieren, und deine einzige Zuflucht werden die Tränen sein. Wenn du dich aber des Schlafes in der Nacht beraubst und unter Tags nur spärlich Nahrung nimmst, kannst du finden, was du suchst; doch unnütz ist es, den Versuch zu wagen, wenn du dir keine Entbehrungen aufzuerlegen vermagst. Wer langes Wachen ertragen hat, steht mit erwachtem Herzen vor Gott. Doch muss man den Schlaf entbehren, bevor das Herz erwacht. Schlafe also wenig, und du wirst in der Treue beharren . . . . Wenn du dich mit dem Königreiche der Welt zufrieden gibst, wirst du das ewige Königreich verlieren. Die wahre Königswürde liegt im geistigen Wissen, drum strenge dich an, zu ihm zu gelangen. Der von der Betrachtung der geistigen Dinge Berauschte ist König über alle Geschöpfe der Welt. Die Herrschaft über die Erde ist für ihn nur ein gemeines Besitztum und der Himmel nur ein Schiff im göttlichen Ozean.

Nun folgt das Tal der Selbstgenügsamkeit (istigna). Dort giebt es kein ungestümes Fordern noch ein Forschen nach Geheimnissen. Aus dieser Anlage der Seele zur Unabhängigkeit erhebt sich ein kalter Wind, dessen Heftigkeit im Augenblicke die ganze Welt durchrast. Dann sind die sieben Ozane nur ein Weiher, die sieben Planeten nur ein Fünkchen, die sieben Himmel nur ein Leichnam, die sieben Höllen nur ein eisiges Schollenfeld.

Wenn du die Welt bis ins Herz hinein vom Feuer versengt schauen müsstest, so wäre das doch nur ein Traum für den Preis der Wahrheit. Tausende von Seelen, welche unaufhaltsam in den grossen Ozean fallen, sind nur ein leichter unmerklicher Tau. Also möchten sich tausend Wesen dem Schlummer hingeben, ohne die Sonne zu veranlassen, sie mit ihrem Schatten zu bedecken. . . . .

Dies Tal ist nicht so leicht zu durchwandern, wie du in deiner Unwissenheit glauben magst. Wenn du auch alle Wege der Welt beständig durchlaufen hättest, so würdest du dich doch, wenn du acht giebst, beim ersten Schritte finden. Wahrlich kein geistiger Wanderer hat das Ziel seiner Reise gesehen; keiner hat ein Heilmittel für seine Liebe gefunden. Wenn du anhältst, erstarrst du; oder vielmehr, du stirbst und wirst ein Leichnam. Und wenn du auch unaufhörlich gehst und auf deinem Wege Fortschritte machst, so wirst du doch in alle Ewigkeit den Ruf hören: „Gehe noch weiter!" Gib die unnützen Sachen auf und verfolge nur die wesentlichen. Beschäftige dich möglichst wenig mit zeitlichen Dingen aber dafür mit geistigen. So wird die Handlung das Heilmittel für die Handlung sein und sie wird mit dir bis zum Ende bleiben. Aber wenn Tätigkeit einem nicht hilft, so ist es besser, in Untätigkeit zu verharren. . . . .

Weisst du nicht, wie der Astrolog verfährt, welcher ein Horoskop stellen will? Er nimmt ein Täfelchen, bedeckt es mit Sand und zeichnet darauf Figuren von Himmel und Erde, von den Sternen und Planeten, von den Konstellationen und Zeichen des Tierkreises, vom Aufgang und Untergang der Gestirne. Dann schöpft er aus den Konstellationen gute und schlimme Vorzeichen, er bestimmt den Augenblick der Geburt und des Todes. Und wenn er seine Arbeit vollendet hat, wirft er das Täfelchen beiseite. Die Figuren verwischen sich, und man könnte sagen, dass sie niemals existiert haben. Nun wahrlich, die zufällige Oberfläche der Welt hat nicht mehr Bestand als die Oberfläche dieses Täfelchens.

Darauf hast du das Tal der Einheit zu durchwandern, den Ort der Vernichtung aller Einzeldinge und ihrer Vereinigung. Du magst wohl auf diesem Wege viele Wesen sehen: zähle wohl, und du wirst finden, dass sie in Wahrheit nur eines sind. Wie die Menge dieser

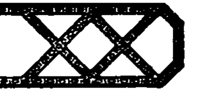
Wesen wirklich nur eines ist, so ist dies vollendet in seiner Einheit. Das, was sich dir als Einheit darstellt, ist nicht verschieden von dem, was du zählen magst.

Die sichtbare Welt mit ihrer Ehre und Schande gleicht einem Palmbaume aus buntfarbigem Wachse. Wenn Jemand ihn anfühlt, wird er wieder, was er war, eine gleichförmige Wachsmasse. Und da es nur auf das Wachs ankommt, sei überzeugt, dass die Farben, die du bewunderst, keinen Heller wert sind. Da die Einheit ist, kann nimmer die Zweiheit sein. Hier kann weder das Ich noch das Du sich erheben.

Würdest du in der Tat mehrere Gegenstände sehen, wenn du schielst? Hier sieht das Auge des Menschen nichts, was den Sinnen zugänglich ist. Hier gilt weder Kaaba noch Tempel. (Weder Islâm noch Heidentum.) Erfahre von mir die wahre Liebe: die ewige Existenz des unendlichen Wesens, Gottes. Man darf nichts anderes als ihn sehen, man darf niemanden ausser ihm als unwandelbar erkennen. Der Mensch ist in ihm, durch ihn und mit ihm, und dennoch ist er jenseits dieser drei Phasen. Wer sich nicht im Ozean der Einheit verloren hat, und wärs auch Adam selber, ist nicht würdig, der Menschheit anzugehören.

Einst wird der Tag kommen, wo die Sonne den Schleier zurückschlägt, der sie verbirgt, und sie wird euch zu sich nehmen. Und wer zu jener Sonne gelangt ist, der ist unempfänglich für Gut und Bös. Wahrlich, so lange du dich als Persönlichkeit fühlst, wird das Gute und Böse für dich bestehen; aber sobald du in die Sonne aufgegangen bist, wird alles zur Liebe . . . . Sobald der Wanderer auf der geistigen Reise dieses Tal erreicht, verschwindet er gleichwie die Erde, die er mit Füssen tritt. Vergangen ist er, weil das einige Wesen offenbar geworden ist. Er schweigt, denn jenes Wesen wird reden. Der Teil wird zum Ganzen; oder vielmehr weder Teil noch Ganzes wird sein, gleichsam eine Figur ohne Leib und Seele. . . . . In der Schule dieses wundersamen Geheimnisses wirst du tausend geistige Wesen erblicken mit Lippen, die das Schweigen ausgedörrt hat. Wahrlich, was ist hier der Intellekt? Auf dem Boden vor der Pforte fällt er nieder wie ein Blindgeborener. Der dagegen, der etwas von diesem Geheimnisse entdeckt hat, wendet sein Haupt vom Reiche beider Welten ab. Das Wesen, das ich verkünde, besteht nicht in der Einzelheit. Die ganze Welt ist dieses Wesen. Sein oder Nichtsein, immer ist es dieses Wesen."

Es wird nunmehr das sechste Tal geschildert, das Tal des Staunens (hairat) d. h. jener Grad der geistigen Entwickelung, in dem die Idee des Einheitsgedankens mit solcher Wucht sich offen-



bart, dass die Seele in staunender Bewunderung erstarrt und nicht mehr weiss, ob sie existiert oder nicht.

Der Wiedehopf schildert es also: „Nach dem fünften Tale kommt dann das Tal des Staunens. Dort ist man die Beute von Trauer und Stöhnen. Dort sind die Seufzer wie Schwerter. Jeder Hauch ist eine bittere Klage. Dort ist nur Klagen und Schmerz und brennende Glut. Nacht ists und Tag zugleich, und doch weder das eine noch das andere . . . . Ein zehrendes Feuer erfasst den Menschen. Er wird verbrannt und verschlungen von der Liebe. Wie könnte er in seiner Erstarrung voranschreiten? Erstarrt wird er bleiben und seinen Weg verlieren. Aber wer tief in sein Herz den Einheitsgedanken gemeisselt hat, vergisst alles und vergisst sich selber. Wenn man zu ihm sagte: Bist du, oder bist du nicht; hast du ein Gefühl des Daseins oder nicht? gehörst du dazu oder bist du darüber hinaus? bist du am Ufer dieses Ozeans? bist du sichtbar oder unsichtbar? bist du vergänglich oder unsterblich? bist du zugleich der Eine und der Andere oder weder der Eine noch der Andere? kurz, hast du einen Begriff von deiner Existenz oder nicht? — dann würde er mit Bestimmtheit antworten: Ich weiss nichts davon; ich kenne es nicht und kenne mich selbst nicht. Ich bin von Liebe entbrannt, doch weiss ich nicht, zu wem; ich bin weder treu noch untreu. Was bin ich denn? Ich kenne selbst meine Liebe nicht; mein Herz ist zugleich liebevoll und liebeleer."

Der Dichter sucht den Zustand der staunenden Verwirrung, welche den Menschen auf diesem Grade erfasst, des weiteren durch eine Parabel zu illustrieren, deren Inhalt folgender ist:

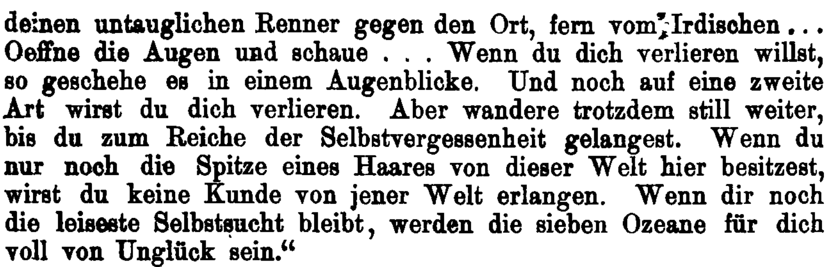
Die jungen Gefährtinnen einer Prinzessin wollten sich eines Tages auf Kosten eines Sklaven unterhalten. Sie gaben ihm Wein, dem ein Schlaftrunk beigemischt war. Nachdem er entschlummert war, liessen sie ihn in den Palast schaffen. Mitten in der Nacht, als er erwachte, fand er sich auf einem vergoldeten Thron wieder, umgeben von duftenden Kerzen, von Ambraschalen und reizenden Frauen, deren Gesang ihn entzückte. Verwirrt und aus der Fassung gebracht, wie er war, wusste er nicht mehr ein noch aus. Er war nicht mehr in dieser Welt und auch nicht in einer andern. Sein Herz war von Liebe zur schönen Prinzessin erfüllt, aber seine Lippe blieb stumm. Sein Geist war in Verzückung. Am Morgen brachte man ihn auf die nämliche Art wieder zu seinem Posten zurück. Beim Erwachen presste ihm die Erinnerung an die Vorgänge der verflossenen Nacht unwillkürliche Schmerzensrufe aus. Er zerriss sich die Kleider, zerraufte sein Haar und streute sich Erde aufs Haupt. Man frug ihn, was er habe, aber er konnte keine Antwort geben. Er wusste nicht, ob das Geschaute Traum oder Wirklich-

keit gewesen sei, ob er die Nacht in Trunkenheit oder seiner Sinne mächtig zugebracht habe. Das Gesehene hatte einen tiefen Eindruck auf seinen Geist hervorgebracht, und doch konnte er keine bestimmte Anknüpfung finden. Er hatte eine unaussprechliche Schönheit geschaut, und dennoch fehlte ihm die Gewissheit, sie gesehen zu haben. Nur Unruhe und Ungewissheit war ihm von der Vision geblieben.

„Es kommt nun das siebente Tal, das Tal der Hilflosigkeit (facr) oder des Todes und der geistigen Vernichtung (fana), weil dieser Grad die unbedingte Ablösung vom äusseren Leben und alle dem erheischt, was es uns lieb macht. Das, was man den Inhalt dieses Tales nennen kann, ist das Vergessen, die Taubheit, die Stummheit, die Ohnmacht. Dort fühlt man durch einen einzigen Strahl der geistigen Sonne all die tausend ewigen Schatten verschwinden, die uns immer umgaben. Wenn der Ozean der Unermesslichkeit seine Wogen aufwirft, wie könnten da die Figuren Bestand haben, welche auf seiner Oberfläche sich gebildet haben. Und doch snd diese Figuren nichts anderes als diese Welt und die zukünftige Welt, und wer erklärt, dass sie nichtig sind, erwirbt sich grosses Verdienst dadurch. Wer sich in diesem Ozean verloren hat, ist für immer in Ruhe. In diesem friedlichen Meere gibt es nur das Auswehen. Wirf Aloeholz und Brennholz ins Feuer: beide werden sie zu Asche; unter den beiden Formen verbirgt sich in der Tat nur ein Ding, und dennoch sind ihre Eigenschaften wohl unterschieden. Etwas Unsauberes mag immerhin in einen Ozean von Rosenwasser fallen, es wird immer etwas Garstiges bleiben wegen seiner unreinen Eigenschaften; aber wenn etwas Reines in den gleichen Ozean fällt, dann verliert es seine Sonderexistenz, und indem es sie verliert, nimmt es teil an der Schönheit dieses Ozeans. Es ist und ist nicht. Wie kann das sein? — Das zu fassen ist dem Menschengeiste unmöglich.

„Der, welcher die Welt verlassen hat, um diesem Wege zu folgen, findet den Tod und nach dem Tode die Unsterblichkeit... Wenn du hierher gelangen und zu diesem erhabenen Orte vordringen willst, befreie dich zuerst von dir selber, und dann lasse aus dem Nichts einen andern *) Burâg hervorgehen. Bekleide dich mit dem Mantel des Nichts und trinke aus dem Becher der Vernichtung, dann bedecke die Brust mit der Liebe des Vergehens und setze dir den Burnus der Nicht-Existenz aufs Haupt. Setze deinen Fuss in den Steigbügel der Vernichtung und sporne entschlossen

*) Burâg ist ein fabelhaftes Pferd, auf dem Mohamet bei seiner nächtlichen Reise in den Himmel geritten sein soll.



deinen untauglichen Renner gegen den Ort, fern vom Irdischen... Oeffne die Augen und schaue . . . Wenn du dich verlieren willst, so geschehe es in einem Augenblicke. Und noch auf eine zweite Art wirst du dich verlieren. Aber wandere trotzdem still weiter, bis du zum Reiche der Selbstvergessenheit gelangest. Wenn du nur noch die Spitze eines Haares von dieser Welt hier besitzest, wirst du keine Kunde von jener Welt erlangen. Wenn dir noch die leiseste Selbstsucht bleibt, werden die sieben Ozeane für dich voll von Unglück sein."

Um recht zu erklären, was man unter Katastrophe (fana) und geistigen Tode (facr) versteht, vergleicht es Attar mit dem Verbrennen eines Schmetterlings in der Kerzenflamme:

Eines Nachts beunruhigten sich die versammelten Schmetterlinge über eine Kerze, welche sie beobachteten. Man beschloss, dass einer von ihnen sich darüber belehren und ihnen Nachricht geben solle. Der Abgesandte kam an ein Schloss in der Ferne und sah, dass im Innern eine Kerze brannte. Er kehrte zurück und erzählte, was er gesehen hatte. Er gab eine Beschreibung des Lichtes nach Massgabe seiner Einsicht. Aber der verständige Schmetterling, welcher bei der Versammlung den Vorsitz führte, erklärte, dass der Bote keinen rechten Begriff von dem Lichte haben könne. Nun flog ein zweiter Schmetterling nach dem Lichte hin und kam ihm ziemlich nahe. Auch er kehrte zurück und berichtete, dass dorten ein Geheimnis zu enthüllen sei. Er erklärte auch ungefähr, worin die Vereingung mit dem Lichte bestünde. Aber der Führer der Schmetterlinge fand auch diese Erklärung nur wenig zufriedenstellender als die erste. Nun erhob sich ein dritter Schmetterling und stürzte sich trunken vor Liebe mitten in die Flamme der Kerze. Er verlor sich darin und vereinigte sich freudig mit der Flamme. Er lohte auf und sein Leib ward rot wie das Feuer selber. Als der Anführer von ferne sah, dass die Kerze sich mit dem Schmetterlinge vereinigte, und ihm ihre Eigenschaften gab, da sagte es: „Dieser Schmetterling hat erfahren, was er wissen wollte; aber nur er allein weiss es." Und wahrlich, nur wer die Spur und Bedeutung seiner eigenen Existenz verloren hat, der begreift mehr als die Andern das Wesen der Vernichtung. Solange du nicht deinen Leib und deine Seele vergessen gelernt hast, verkennst du den Gegenstand, der deine Liebe verdient."

Die schreckliche Beschreibung dieser sieben Täler war ganz dazu angetan, die Vögel zu entmutigen. Alle sahen ein, dass dieser schwer zu spannende Bogen in keine kraftlose Hand gehöre. Sie wurden dermassen durch die Beschreibungen des Wiedehopfes erschreckt, dass eine ganze Menge von ihnen mitten in der Ver-

sammlung starb. Die andern beschlossen, noch halb geistesabwesend, sich auf den Weg zu machen. Sie wanderten viele Jahre lang über Berge und durch Täler, und ein grosser Teil ihres Lebens verfloss auf dieser Reise. Wie könnte man genau berichten, was ihnen auf diesem langen Wege alles zustiess. Da müsste man für einen Augenblick in sein Innerstes eintreten und einen Blick auf all seine Falten werfen können. Dann könnte man wissen, was diese Vögel taten, man würde erfahren, was sie litten. — Und endlich kam nur ein kleiner Teil von ihnen an das ersehnte Ziel. Die einen versanken im Ozeane, die andern wurden vernichtet und verschwanden für immer. Andere gingen unter auf dem Gipfel der hohen Berge, verzehrt vom Durste, und eine Beute aller möglichen Leiden. Andern wurden durch die Hitze der Sonne die Federn versengt und das Herz ausgedörrt. Andere wieder wurden in einem Augenblicke kläglich von den Tigern und Panthern des Weges verschlungen, da sie vom Schrecken erfasst widerstandlos in ihre Krallen fielen. Einige starben ermüdet mit trockenen Lippen in der Wüste, andere töteten sich im Wahnwitze gegenseitig um ein Körnchen Nahrung. Einige duldeten alle Arten von Schmerz und Ermüdung und blieben schliesslich am Wege liegen, ohne ihr Ziel zu erreichen. Andere blieben mit einander auf einem Punkte in Staunen versunken über seltsame Erscheinungen am Wege. Und noch andere, die nur dem Vergnügen und der Neugier nachgingen, starben, ohne des Gegenstandes ihres Suchens zu gedenken.

Die Vögel, welche sich auf den Weg gemacht hatten, erfüllten die Welt mit ihrer Menge, und nur dreissig kamen an ihr Ziel. Und auch diese waren ohne Federn und Flügel, erschöpft und matt, mit gebrochenem Herzen, müder Seele und zitterndem Leibe.

Da sahen sie diese unbeschreibliche Majestät, deren Wesen unbegreiflich ist; dies Wesen, das hoch über Geist, Einsicht und Wissen steht. Da erglänzte ein Strahl der Genugtuung für sie. Hundert Welten sahen sie in einem Augenblicke verschwinden, als ob sie vom Feuer verzehrt würden. Vereint sahen sie tausende von Sonnen, eine immer glänzender als die andere, tausende von Monden und Sternen in funkelnder Pracht, und sie blieben erschüttert und bebend wie ein zitterndes Stäubchen.

Ein edler Kämmerer in dem Hofstaate des Königs sah diese dreissig jammervollen Vögel ohne Federn und Schwingen mit müdem Geiste; und er frug sie, woher sie kämen und warum sie sich an diesen Ort begeben hätten. Sie antworteten:

„Wir sind gekommen, um Simurg als unsern König anzuerkennen. Die Liebe, die wir für ihn empfinden, trübt unsern

Geist. Um den Weg zu verfolgen, der uns zu ihm führen musste, haben wir unsere Weisheit und unsere Ruhe verloren. Schon lange ists her, dass wir diese Reise angetreten haben. Wir waren tausende, und nur dreissig von uns sind an das erhabene Ziel gelangt. Von weit her kommen wir und hoffen, bis zu der höchsten Majestät vorzudringen und endlich durch einen freundlichen Blick beseligt zu werden."

Jener macht anfangs Schwierigkeiten, sie beim Könige einzuführen: Der König bedarf euer nicht. Mit euch und ohne euch wird er doch in Ewigkeit bestehen. Tausende von Welten, voll von Kreaturen, haben nicht mehr Wert als eine Ameise an der Pforte dieses Königs."

Endlich aber führt dieser Kämmerer der Gnade sie dennoch ein.

Da eröffnete sich den Vögeln schleierlos eine neue Welt und diese Erscheinung erstrahlte in blendendem Lichte. Alle setzten sich auf das Ruhebett der nahen Verwandtschaft, auf den Schemel der Hoheit und Herrlichkeit. Trotzdem reichte man ihnen eine Schrift und hiess sie, dieselbe bis ans Ende zu lesen. In dieser Schrift fanden sie die Beschreibung ihres verlassenen Zustandes. Sie empfanden davon solche Verwirrung und solche Furcht, dass ihr Leib verschwand und ihre Seele vernichtet wurde. Erst nachdem sie also völlig gereinigt und von allen Dingen abgetrennt waren, fanden sie in Simurg ein neues Leben.

(Dieser eigentümliche Glauben an die Vernichtung aller Wesen vor ihrer Auferstehung, die dadurch zu einer wirklichen Neuschöpfung wird, ist ein Dogma des Islam und gründet sich auf den Koran.)

(Bis hierher bin ich der Uebersetzung G. de Tassys gefolgt. Im Schlusse lehne ich mich an die de Sacys an, welche einige Punkte prägnanter gibt.)

Ihre frühere Existenz wurde durch die Sonne der göttlichen Wesenheit ausgelöscht, welcher sie nahe waren. Und aus einem Strahle dieses Lichtes, entstand ein neues Leben, welches sie alle durchströmte. Da sahen sie im Abglanze der dreissig irdischen Vögel das Antlitz Simurgs. Warfen sie einen verstohlenen Blick auf jenen Simurg, so glaubten sie 30 Vögel zu sehen, und wenn sie das Auge auf sich selber richteten, so kam es ihnen vor, als ob sie, die 30 Vögel, Simurg wären. In sich selber erkannten sie den ganzen Simurg, und in Simurg ganz die 30 Vögel. Da überkam sie das grösste Staunen, und sie konnten nicht fassen, wie das Eine zum Andern geworden war. Sahen sie auf zu Simurg, so war es jenes Wesen, das sie dort erblickten; und sahen sie auf sich selber, so glaubten sie wieder einen Simurg zu schauen. Und betrachteten

sie beides zugleich, so schien es nur ein einziger Simurg zu sein. Es war das unerhörteste in aller Welt. Versunken in ein Meer des Staunens, unfähig nachzudenken, waren sie doch im Nachdenken verloren. Und da sie den einen Zustand vom Andern nicht zu unterscheiden vermochten, frugen sie mit wortloser Frage jenes erhabene Wesen und baten, dass man ihnen dies Geheimnis enthüllen möge. Sie baten um die Lösung des Rätsels von wir und Du. Da kam ohne die irdische Sprache der Worte diese Antwort aus jenem erhabenem Dasein:

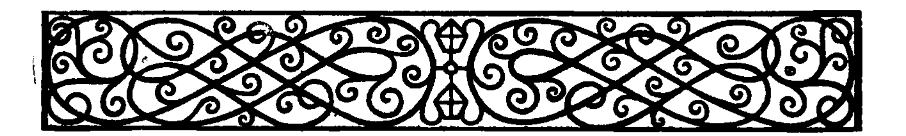
„Diese Hoheit, der Sonne vergleichbar, ist ein Spiegel. Wer hinein schaut, sieht sich darin. Die Seele sieht die Seele und der Leib den Leib. Da ihr 30 Vögel seid, die hierher gelangten, so sahet ihr 30 Vögel im Spiegel. Wenn 40 oder 50 Vögel hierherkämen, so würden auch sie sich darin erblicken. Obwohl ihr viele Wandlungen durchmacht habt, schaut ihr doch euch selber. Wie vermag das Auge eines Wesens bis zu Mir zu gelangen? Vermag der Blick der Ameise bis zu den Pleiaden zu dringen? Hat man je gesehen, dass ein Insekt einen Ambos bewegte, oder dass eine Mücke einen Elefanten an den Zähnen emporhob? Alles, was ihr geglaubt und geschaut habt, ist in Wahrheit nicht das, was ihr geglaubt und geschaut habt. Und mit dem, was ihr gesagt und gehört habt, ist es das Gleiche. All die Täler, die ihr durchmessen, all die Handlungen, die ihr gegen einander vollbracht habt, all das habt ihr durch Mein Wirken in euch vollbracht. Im Tale des Seins und des Scheins (also der Welt der Erscheinung) seid ihr eingeschlummert. Der Name der 30 Vögel kommt Mir mehr zu als euch, denn Ich bin durch Meine Wesenheit der wahre Simurg. Löst euch daher in Mir auf, in glorreicher, seliger Auflösung, um euch in Mir wiederzufinden!"

Da gingen sie für immer in ihm auf. Der Schatten verlor sich im Lichte. Es war vollbracht.

Solange sie wanderten, redeten sie zu einander. Als sie aber ans Ziel gelangten, da schwieg jede Rede. Es endet auch mit Notwendigkeit jegliche Rede hier. Nicht Führer nicht Pilger gab es mehr; selbst der Weg hatte aufgehört, zu sein.

Damit schliesst die Dichtung!

Dr. Rich. Wedel.





Von der Armanenschaft der Arier.

Von solchen Halgadomsschulen bei den ariogermanischen Völkern berichten allerdings die üblichen Geschichtsquellen nichts, aber nicht nur die Sage weiss von solchen zu erzählen, sondern auch die vorchristlichen ariogermanischen Volks- und Ortenamen bringen zahlreiche Belege für deren Bestandensein, wie es mir nachzuweisen gelungen ist, worüber ich in meinem Buche über die germanischen Völkernamen die Nachweise erbrachte. Auch der nichtbestrittene Bestand einer bedeutenden und sehr reichhaltigen vorchristlichen ariogermanischen Literatur, welche bis auf die geretteten Runenalphabete der römisch-fränkischen Verfolgungswut zum Opfer fiel, welche in Bruchstücken und mündlichen Ueberlieferungen uns deren Grösse und Bedeutung mehr ahnen als erkennen lässt, erbringt den unzweifelhaften Beweis für den Bestand solcher Schulen, da sie ohne solche Schulen eben nicht denkbar wäre. Aber nicht nur diese Beweise in den Ortenamen und jene Vernunftsschlüsse allein, sondern auch Parallelerscheinungen in Gallien, Schottland und Irland, wo solche vorchristliche Schulen geschichtlich nachgewiesen sind, drängen zu der Ueberzeugung, dass im arischen Germanien ganz die nämlichen Anstalten mit der ganz gleichen Ausgestaltung bestanden haben müssen, denn dort wie hier treten mit Bezug auf die Leitung des geistigen Besitzstandes des Volkes die gleichen Erscheinungen bei verwandter Weltanschauung hervor, so dass bei den geistig höher entwickelten Ariogermanen ein Glied aus der Kette fehlen würde, wollte man der Armanenschaft den Besitz von Schulen nur deshalb streitig machen, weil zufällig kein Historiker derselben erwähnt, — weil er von Selbstverständlichem eben schwieg.

Da die „Druidenschulen“ der Gallier unbedingt grosse Aehnlichkeit mit den „Armanenschulen“ der Germanen gehabt haben mussten, da sie zweifellos aus diesen entstanden sind, so sei hier die Schilderung Julius Cäsar's als Beispiel gebracht, welche er in seinem „Gallischen Krieg“ [: De Bello Gallico VI. cap. 13:] von den Druidenschulen bietet. Er schreibt:

„Die Druiden haben die Aufsicht über das Religionswesen, besorgen die Staats- und Privatopfer und erklären die Vorbedeutungen. Eine Menge junger Leute versammelt sich bei ihrem Unterrichte. Man hat eine grosse Achtung vor ihnen, denn fast alle Staats- und Privat-Zwistigkeiten entscheiden sie. Sie urteilen über Verbrechen, Mordtaten, Erbschaften, Grenzberichtigungen, und bestimmen Strafen oder Belohnungen. Unterwirft sich jemand ihrem Ausspruche nicht,

so wird er von den Opfern ausgeschlossen. Dies ist die schwerste Strafe bei ihnen, denn die also Ausgeschlossenen betrachtet man als Ruchlose und Bösewichter, entfernt sich von ihnen, flieht ihren Umgang und ihre Anrede, um nicht von ihnen angesteckt zu werden. Bei keinem Gesuche bekommen solche Recht oder erhalten irgend eine Ehrenstelle. Die Druiden stehen insgesamt unter einem Oberhaupte, dessen Ansehen bei ihnen überaus gross ist. Stirbt es, so folgt ihm nach, wer in ausgezeichneter Achtung bei den Uebrigen steht. Sind mehrere von gleichen Verdiensten, so entscheidet die Wahl der Druiden. Zu Zeiten kämpft man auch mit der Waffe in der Hand um diese Würde. Die Druiden halten jährlich an gewissen Tagen an einer heiligen Stätte im carnutischen Gebiete [: die heutige Chartraine um Chartres in Frankreich :] dem Mittelpunkt ganz Galliens, wie man annimmt, eine Zusammenkunft ab. Dann erscheinen von allen Orten her die streitigen Parteien und unterwerfen sich ihren Aussprüchen und Entscheidungen. Der „Orden“ soll in Britannien seinen Ursprung haben und von da nach Gallien verpflanzt worden sein. Daher reisen jetzt noch diejenigen, welche sich genauer unterrichten wollen, meistens dahin, um sich hierin unterweisen zu lassen. Die Druiden ziehen selten mit zu Felde und zahlen keine Steuern gleich den Uebrigen; wie von den Kriegsdiensten, so sind sie auch von allen anderen Staatslasten frei. Dieser lockenden Vorteile willen widmen sich viele aus eigenem Triebe diesem Stande, oder werden von ihren Eltern und Anverwandten dazu veranlasst. Hier sollen sie dann eine Menge Verse auswendig lernen, weshalb einige wohl zwanzig Jahre in dieser Schule bleiben. Sie halten es für unerlaubt, diese schriftlich abzufassen, obwohl sie in Staats- und Privatgeschäften der griechischen Schrift [: Runen :] sich bedienen. Hierbei haben sie, wie ich vermute, zwei Absichten; erstens weil sie es nicht wünschen, dass ihre Lehre unter das Volk komme, sondern dass ihre Schüler im Vertrauen auf die Schrift, nicht etwa ihr Gedächtnis weniger üben sollen; denn gewöhnlich vernachlässigt man, unterstützt durch seine schriftlichen Aufzeichnungen, seine Sorgfalt im Lernen und sein Gedächtnis. — Ihr Hauptlehrsatz ist, ihre Seele sei unsterblich und wandere nach dem Tode von Körper zu Körper. Das halten sie für den kräftigsten Antrieb zur Tapferkeit, wenn man den Tod nicht scheut. Ausserdem lehren sie noch vieles von den Himmelskörpern, ihrem Lauf, der Grösse der Welt und den Ländern, dem Wesen der Dinge, der Macht und Gewalt der unsterblichen Götter, und bringen das alles der Jugend bei.“

* * *

Aus diesen Nachrichten Cäsars über das Druidentum, kann man sichere Schlüsse auf eine ganz ähnliche Verfassung der arischen Armanenschaft ziehen, wobei jedoch schon von vorne herein klargestellt werden muss, dass die „Armanenschaft“ sich vom „Druidenorden“ schon dadurch vorteilhaft unterschied, dass sie nicht eine abgesonderte Hierarchie neben der Königsmacht behauptete, sondern mit dieser innigst verschmolzen, untrennbar mit derselben verbunden war, daher keine zweite, das Königstum hemmende Macht im Staate bilden konnte. Ferner war die Armanenschaft mit dem Volke selbst unlösbar verbunden, indem die Armanenschaft dem Ing-fo-onentum unabtrennbar verschmolzen war, und gleiche Staatslasten mit dieser zu tragen hatte, auch von der Heeresfolge nicht nur nicht befreiet war, sondern diese als ihr Ehrenrecht betrachtete. In diesem tiefeinschneidenden Unterschied zwischen den Organisationen des Druidenordens und der Armanenschaft liegt auch die Hauptursache begründet, warum in Gallien die römisch-fränkische Hierarchie leichteren Eingang als in Germanien finden konnte, weil die germanischen Könige einer neben ihrer Macht sich entwickelnden hierarchischen Macht längeren Widerstand entgegensetzten als die gallischen und keltischen Könige, welche an eine solche schon gewöhnt waren. Während also gewissermassen im Druidentum durch den Ober-Druiden der römische Papstgedanke schon vorbereitet war, hatte die Armanenschaft nur in ihrer Gesamtschaft, der alle Könige angehörten — in streng republikanischer Form! — ihre oberste Leitung, welche niemals in der Hand eines Ober-Armanen lag, da es einen solchen mit selbstherrlichen Befugnissen eben niemals gab, niemals geben konnte. Nur in Zeiten höchster Not und Gefahr trat solch ein „Ober-Armane“ mit besonderen Machtbefugnissen hervor; dann sehen wir ihn aber als den „Deutschen König“, welchen sich willig alle die anderen Volkskönige, unbeschadet ihrer Sonderrechte, die er auch nicht antastete, unterordnen, während nach Abwendung solcher Gefahr, der „Deutsche König“ wieder verschwindet als wäre er nie dagewesen. Der spätere „Deutsche König“ mit dem Satyrspiel des „Römischen Kaisers“ in christlicher Aera, war nur eine farbenmatte Nachahmung jener altarischen kraftbewussten Einrichtung.

Was nun die Schulen selber anbelangt, ergibt sich aus Cäsars Bericht, dass es deren viele gegeben haben müsse, dass es wenigstens eine hohe Schule und zwar zu Carnut, wahrscheinlich eine zweite in Paris gegeben habe, während er ausdrücklich jener in Britannien gedenkt, die alle gewiss dem entsprochen haben werden, was das Mittelalter als „hohe Schule“ und spätere Zeiten als „Universität“ bezeichneten.

Dass es in arisch-germanischen Ländern ebenfalls einfache, umfangreichere und hohe Schulen, und zwar in grosser Anzahl gegeben haben müsse, unterliegt keinem Zweifel, wenn auch die Geschichtsschreiber derselben nicht erwähnen, was darin seinen Grund haben mag, dass sie für's Erste, über Selbstverständliches nicht berichteten und für's Zweite deren Schriften überhaupt nicht vollständig erhalten blieben und grosse Lücken aufweisen, da eben die vorchristlichen Schriften nur spärlich auf unsere Tage herübergerettet wurden und die Armanen- und Skaldenliteratur in Deutschland durch den Fanatismus der römisch-fränkischen Hierarchie fast vollständig der Vernichtung anheimgefallen ist. Man vermeinte Germanien habe keine Schulen besessen, was jedoch schon der eine bezeugte Umstand widerlegt, dass die Armanenschaft nachweisbar schon frühzeitig astronomische wie medicinische Kenntnisse besass, die sie wie andere Wissenschaften und Künste seit Urtagen pflegte und nur durch eine einheitlich geleitete Schulung der Geister wie eine planmässige Erziehung des Volkes erworben und weitergepflanzt haben konnte. Nun aber hat sich ein anderer Zeuge gefunden, welcher unleugbar und zweifellos den Bestand von zahlreichen Armanenschulen — niederer wie hoher — nachweist, und jener Zeuge ist die deutsche Sprache selbst, welche in den Ortenamen — die man bisher systematisch nicht zu deuten wusste — die „Schulorte" genau und mit Sicherheit erkennen lässt. In meinem mehrerwähnten Buche: „Die Namen der Völkerstämme Germaniens und deren Deutung", bringe ich den geographischen Nachweis, dass in jedem Armanengebiet der einzelnen Völkerschaften mindestens ein, aber oft auch mehrere „Schulorte" sich durch ihre Namensform erkennbar machen, welche Ortenamen immer einen Halgadom bezeichnen, welcher wie schon gesagt, Kirche, Schule und Thingstatt in sich vereinigte. Es sind dies die „Ol-Orte", nämlich jene Orte, in deren Namen das arische Urwort „Ol" enthalten ist, welches „Geist", „Wissen" bedeutet, und in der Form „sa-ol" oder „sa-ul" d. i.: „machen wissen", dem Begriffe „Schule" zu Grunde liegt. Jndem ich mit allem Übrigen auf mein obgenanntes Buch verweise, seien hier nur einige wenige Ol- oder Schulorte angeführt und namensmässig gedeutet, wobei viele als slavisch vermeinte Ortenamen als ariogermanische rückgefordert sind. Genannt aus der grossen Zahl derselben mögen sein: „Olad" = Wissensgut (bei Steinamanger in Ungarn); „Olang" = Wissensanger; umschlossenes Wissen (bei Bruneck, Tirol:); „Olbernhau = Geistesträger-Waldlichtung (bei Chemnitz, Sachsen); „Oland = Wissens-

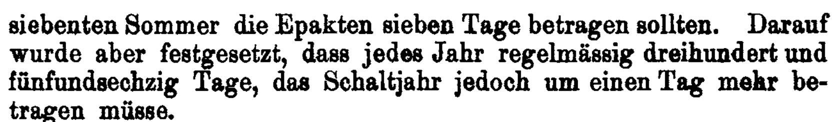
land (: eine der Halligen, und eine Ostseeinsel); „Oldenswort" = Ol-edw-ort-Wissensgutsort; „Uelsby" = geborgenes Wissen; „Oldeslohe" = ol-edes-lohe = Wissengüterort; „Oelde" = Wissensgut; „Olpe" = Wissensentstehung; „Solze"-Chateau (: Frankreich:) = Wissensmänner, Lehrer; „Olette" (: Frankr.:) = Wissensgut; „Oldisleben" = göttliches Geistesleben; „Apolda" = lebendiges Geistesgut; „Olvenstedt" = Wissenszeugungsstätte; „Oliva"-„Wissenszeugung; „Oels" bei Krems a. d. Donau; „Eltz" am Rhein = Wissensgut; „Voloska" = Ol-ask = Wissensentstehung; „Sulonen" im heutigen Volhynnien = Schulmänner; „Oleszow" = Wissensau; „Olesna" = Entstehung und Bestand des Wissens; „Olesaunica" = Wissenszeugungsursprung; „Oleszyce" = (Olesiusia =) besseres Wissen; „Jülich", „Willich" = Wissenslicht; „Olewig" = Wissensgeweiht; „Oelsnitz" = Wissensnützung; „Olmütz" = Wissensschöpfung; „Ulm" = Wissensmehrung; „Wels" = (Olivava =:) Wissenszeugung; und ähnliche Namen noch einige hunderte in und ausser Europa, welche auf arische Lehr- und Schultätigkeit verweisen.

Um aber auch — nach bisher allein giltigem Beweisverfahren — historische Beweise für den Bestand von Wissenschaften bei den Ario-Germanen zu erbringen, deren Pflege nur schulmässig gedacht werden kann, sei erwähnt, dass es beglaubigt ist, dass z. B. die Gothen von uralten Zeiten her die zwölf Zeichen des Tierkreises, den Gang der Planeten, die Veränderungen des Mondes, wie den Lauf der übrigen Gestirne sehr wohl kannten, und Jornandes bezeugt solches ausdrücklich auch von den ausserhalb Skandinaviens sesshaften Gothen.

Are Frode, der ältesteste nordische Sagaschreiber erzählt folgendes:

„Da geschah es, dass die klügsten Männer des Landes in zwei Jahreshälften vier Tage über dreihundert zählten (: nämlich dreimal das grosse Hundert der arischen Rechnung, welches zwölf Zehner, also hundertzwanzig zählte; somit war die Rechnung: $3 \times 120 + 4 = 364$:); das macht zwei Wochen vom sechsten Zehnt (: 52 Wochen :) oder zwölf Monate zu je dreissig Nächten und vier Tage Ueberschuss. Dann bemerkten sie aus dem Gang der Sonne, dass auf diese Weise der Sommer mehr gegen den Frühling sich neige, aber niemand vermochte es ihnen zu sagen, dass ein Tag mehr dazu gehörte, als die Gleichzahl der Wochen in beiden Halbjahren betrüge; daran lag es."

Are Frode wollte sagen, dass der Fehler daran lag, dass man das Jahr in zwei gleiche Hälften zu je sechsundzwanzig Wochen geteilt, obwohl noch überdies ein Tag mehr dazu gehört hätte. Weiterhin erwähnt er noch, dass der Isländer Thorsten Surt auf dem allgemeinen Reichstage vorgeschlagen habe, dass nach jedem



siebenten Sommer die Epakten sieben Tage betragen sollten. Darauf wurde aber festgesetzt, dass jedes Jahr regelmässig dreihundert und fünfundsechzig Tage, das Schaltjahr jedoch um einen Tag mehr betragen müsse.

Diese Mitteilung über die Kalenderreform in den ältesten Zeiten weist ganz deutlich auf weitvorgeschrittene Erkenntnis in der Astronomie hin, sowie auch darauf, dass diese Kenntnis eine volkseigentümliche und keineswegs eine fremdländisch-entlehnte war. Auch dieses spricht für den notwendigen Bestand von Schulen, welche die Ynglingasage übrigens durch folgende Stelle unbedingt nachweist, indem sie sagt: „Durch Runen und Gesänge lehrte Odin seine Künste; in den meisten derselben unterrichtete er die Skalden, von den lernten sie viele andere, und so verbreitete sich die Zauberkunst.“

Es ist ferner beglaubigt, dass die Kenntnis der Runen, wie überhaupt der Schrift ein Gemeingut war, und dass selbst der gemeine Mann mit Hilfe des Runen- oder Jahresstabes [: später Jacobsstab genannt :] die Berechnung der Jahreszeiten wie der einzelnen Tage vorzunehmen verstand, was der damalige römische Clerus, der die Anwendung des „heidnischen“ Jahresstabes verschmähte, nicht vermochte, so, dass ihm auf den jährlichen Synoden von den Bischöfen die Festtage bis zur nächsten Synoden vorherbestimmt werden mussten. Ja, der katholische Prälat Claus Magnus berichtet, dass die schwedischen Landleute, „nach einer von den Vorfahren auf sie übergegangenen Kenntnis auf ihrem Runenstab alle ihnen notwendigen Zeitbestimmungen selbst aufzusuchen verstünden; sie haben die beweglichen Festtage und die Mondesveränderungen zu bestimmen gewusst, und dies zehn, sechshundert, ja, tausend Jahre vorher.“

Auch dieses Zeugnis belegt mit zwingender Beweiskraft den Bestand eines allgemeinen Schulunterrichtes, eines so allgemeinen, wie einen solchen die christliche Zeit in Deutschland erst in der allerneuesten Zeit wieder aufzuweisen vermag; doch davon später.

Wie allgemein die Runenschrift war, geht daraus hervor, dass sie noch lange neben der lateinischen bestand und geübt wurde, ja dass viele überhaupt nur in den Runen lesen und schreiben konnten, dass die Runen, einzeln und monogrammartig zusammengesetzt, durch das ganze Mittelalter hindurch zur schnellen Kennzeichnung des Eigentumes, als „Hausmarken“, Steinmetzzeichen“, Kaufmannszeichen,“ „Meisterzeichen“, usw. benützt wurden, und sogar in solch zusammengesetzter Art, in die Hieroglyphik und Heraldik übergegangen sind. Selbst heute noch werden Bauernkalender mit runenartigen Zeichen für Analphabeten gedruckt, und jüngst erst wurde in Ungarn bei Analphabeten eine Zeichenschrift gefunden, welche zweifellos aus



Runen entstanden ist, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hatte aber natürlich verwildert war.

Derlei Beispiele liessen sich bedeutend vermehren, und namentlich auch aus den Gebieten der Heilkunde, der Rechtswissenschaft, wie der Naturkunde häufen, doch mag mit obigen Belegstellen es hier sein Genüge finden, um zum wichtigsten, und von der römisch-fränkischen Hierarchie am heftigsten bekämpften Gegenstand des Lehrplanes der hohen Armanenschulen überzugehen.

In den, von Julius Cäsar bewahrten Bericht über die Schulen des gallischen Druidenordens, ist besonders die Schulung des Gedächtnisses wie das Verbot des Gebrauches der Schrift hervorgehoben, wobei dies als besonderes Kennzeichen der hohen Schule in Britannien angeführt erscheint, und wie deutlich zu erkennen ist, sich auf die Geheimlehre bezieht, deren Hauptlehrsätze Julius Cäsar ja ebenfalls hervorhebt. Da aber die Druidenschulen aus den Armanenschulen hervorgegangen sind, wie aus meinen Ausführungen in dem Buche „Die Namen der Völkerstämme Germaniens etc." sich ergibt, so ist es ganz selbstverständlich, dass nur in den hohen Armanenschulen jene Geheimlehre, von welcher hier eingangs die Fundamentalsätze klargelegt wurden, in ihrer ursprünglichen Reinheit gelehrt wurden, welche eben an den keltischen Druidenschulen bedenkliche Einbusse erlitten hatte. Aber nicht nur die exoterischen wie die esoterischen Geheimlehren allein wurden den verschiedenen Erkenntnisgraden entsprechend gelehrt, sondern auch die Erweckung und Beherrschung der occulten Kräfte der Natur wie des Menschen fanden in den Armanenschulen höherer Ordnung systematische Pflege, welche Kunst und Wissenschaft von der römisch-fränkischen Hierarchie als „Magie", Zauberkunst" und schliesslich als „Hexenwesen" verdächtigt, sowie als Häresie oder „Ketzerei" mit Folter, Henkerbeil und lebendem Feuer auf das fanatischeste und sanatischeste verfolgt wurden.

Aber auch mit Lesen und praktischer Übung jener okkulten Kräfte war der Wirkungskreis der hohen Armanenschulen noch lange nicht erschöpft, da sie nicht als Schulen allein begrenzt waren, sondern — wie ja schon hervorgehoben wurde — Schule, Kirche, Thing- und Waltungsstätte in einem Begriffe vereinigten, also Theorie und Praxis innig verbunden, wie es heute nur bei der medizinischen Fakultät in deren Verbindung mit den Kliniken an den Krankenhäusern einigermassen noch im Gebrauche steht. Theorie und Praxis war — wie Geist nnd Körper — untrennbar verbunden und das gleich von allem Anfang an, sie betätigte sich darum in einer heute kaum mehr erreichbaren Weise im öffentlichen Leben wie in den gottesdienstlichen Handlungen. Diese letzteren

waren stets dramatisch gegliedert, und zwar derart, dass die Armanen als handelnde Hauptpersonen, die Gemeindeglieder aber ohne Ausnahme als Nebenpersonen und Chor tätig waren, ohne müssige Zuschauer — wie bei heutigen Schaustellungen und sogenannten Volksfesten — abzugeben. So war das Volk in seiner Gesamtheit immer selbstbeteiligt, und sein Zusammengehörigkeitsgefühl in Freud und Leid planmässig gepflegt. An den drei grossen und gebotenen Thingen wurden entsprechende mythengeschichtliche Vorstellungen an den Halgadomen zur dramatischen Darstellung gebracht, in welchen die Götter in entsprechenden Vermummungen durch die Armanenschaft sichtbar veranschaulicht wurden; in diesen Veranstaltungen ist der Ursprung unserer Schauspielkunst begründet. Die römisch-fränkische Hierarchie will glauben machen, dass das Theater aus den Passionsspielen in den Klosterhöfen entstanden sei, was aber schon darum als unwahr sich erweist, als bis in die Neuzeit herein die Schauspieler als „unehrliche Leute" galten, weil sie eben dem Wuotanismus anhingen, während sie im Gegenteile sicher als eine christliche Bruderschaft organisiert gewesen und für „ehrlich" gegolten hätten. — Jene wuotanistischen Mysterienspiele sowohl als auch die mönchischen Passionsspiele, die sich aus ersteren entwickelten, waren aber als Opfer- und Weihehandlungen in allen ihren Darbietungen echt und ernst, und war Tod und Liebe mit furchtbarer Realistik zur Schau gestellt, so wie Balder wirklich getötet, Christus wirklich gekreuzigt wurde,*) so ward auch die entsprechende Götterhochzeit öffentlich und faktisch vollzogen, und die aus solchen „dramatischen Mysterienehen" sprossenden Nachkommen waren Göttersöhne — Kotinge**) — und in den Halgadomen erzogen und zu ausserordentlichen Missionen ausersehen. Siegfried, Halga, Arminius und viele andere waren derartige Kotinge, die immer als Findlinge galten oder sonst auf märchenhaften Ursprung zurückgeführt wurden, um deren göttliche Abkunft zu bezeugen. Geschlechts- und Wappensagen geben davon Kunde, welche wahr sind, wenn man den göttlichen Ahnherrn nicht als den betreffenden Gott selber nimmt, sondern als dessen dramatischen Vertreter in der Armanenschaft. Der hohe Sinn dieses Brauchtums lag aber in der Absicht einer planmässig vorbereiteten Zucht einer Edelrasse, welche dann durch strenge Sexualgesetze auch rassenrein erhalten wurde. Aus diesen Kotingen erwuchs der hohe Adel, der später allein für die Königswürde befähigt galt, und deren Nachkommen bis heute

*) Näheres darüber in meiner Abhandlung: „Die Sage vom heiligen Gral, und deren deutsch-mythologischer Ursprung", Sonderbeilage der „Hamburger Neuesten Nachrichten". 1891. Nummer 26, 27, 28 u. 29.

**) Siehe meine Romane „Carnuntum", „Pipara" usw.

sämtliche Throne Europas (mit Ausnahme von Serbien, Schweden, Türkei und Montenegro) innehaben. Unsere sogenannten Mesalliancegesetze von heute, welche auf jenem Sexualgesetze fussen, sind aber völlig wertlos geworden, weil sie die Hauptsache, die Rassenreinheit, aus dem Auge verloren haben.

Dass solche einheitlich geleitete Schulung der Geister eine planmässige Erziehung des Volkes durch die Armanenschulen auch ihre Wirkung äussern musste, bedarf keines anderen Beweises als der Tatsache, dass alle von den Sozialisten unserer Zeit unbestimmt und unklar formulierten Forderungen in vorchristlicher armanischer Aera in vollem Umfange bestanden haben, ja sogar noch in einem viel grösseren Umfange als es selbst die extremsten Elemente unter jenen auch nur zu ahnen vermögen. Freilich war auch das Volk jener Zeiten aus der Armanenschulung anders hervorgegangen als das heute geartete, das noch mancher Vervollkommnung bedarf, um jene armanische Höhe zu gewinnen, welche es erst für solch volle Freiheit befähigt und berechtigt.

Es ist wohl selbstverständlich, dass eine so machtvolle, vieltausendjährige Institution, wie es die ario-germanische Armanenschaft war, sich nach verschiedenen Richtungen hin gegliedert haben müsse, und zwar allen arischen Einrichtungen gemäss in den bekannten drei Ordnungsstufen des Entstehens, des Waltens und des Vergehens zu neuem Entstehen, ähnlich wie das Volk selbst in Ingfo-onen oder Nährstand, in Armanen oder Lehrstand und in Istfo-onen oder Wehrstand. Und gerade in den verschiedenen Dreiteilungen der Armanenschaft tritt das organische Kunstgefüge dieser Körperschaft so recht deutlich zu Tage, und es muss unser gerechtes Erstaunen im hohen Masse herausfordern, wenn wir sehen, mit welch hoher Weisheit das Armanentum organisiert und durch diese Organisation mit dem Volke innigst verbunden und an jeder Überhebung über dasselbe verhindert war. Es wurde schon gesagt, dass die Armanen als Lehrer und — sozusagen — als Priester das Weistum und die Wihinei (Religion) pflegten und weiterbildeten; dass sie als Walter, die aus Weisheit und Wihinei hervorgegangene Rita in der Lenkung des Volkes praktisch betätigten, und schliesslich als Richter die aus der Rita abgeleiteten Gesetze in Zivil- und Strafgerichtsfällen in strenger Acht hielten. Dieser organischen Dreiteilung der Armanenschaft entsprachen nach Entstehen, Walten (oder Sein) und Vergehen zu neuem Entstehen, auch die Sonderbezeichnungen jener Gruppen, welche als „Skalden", als „Herolde" und als „Feme" bekannt sind. Diesen Gruppen, welche allenfalls mit den Fakultäten an den neuzeitlichen Universitäten verglichen werden können, stand, wie jenen der Rektor magnificus, der Ober-

armane unter dem Titel „Marschall“ (marescalc) vor, welcher direkt unter dem Könige stand, und diesem gegenüber die Armanenschaft vertrat. Es ist eine arge Verkennung des Wortsinnes „marescalc“, welcher „Walter des Wissens oder der Wissenden“ bedeutet, denselben als „Pferdeknecht“ zu deuten. Schon in den ältesten Zeiten stand der Marschall immer direkt neben dem Könige und war stets aus dem edelsten Geschlechte und dem Königshause versippt, sein Abzeichen war der Stab ähnlich dem Königsscepter, und ist daher die Ableitung vom Pferdeknecht irrig und widersinnig. Er war immer der Vertraute des Königs, der ja tatsächlich selber der Oberarmane war, und besorgte daher nur im Namen des Königs die engeren Geschäfte der Armanenschaft, weshalb er nicht von dieser gewählt, sondern vom Könige ernannt wurde. Somit hatte die Gruppe der Skalden, alle Wissenschaften und Künste, wie die Wihinei zu pflegen; die Gruppe der Herolde die Politik, das Heereswesen und die Staatswissenschaften; sowie die Gruppe der Feme, die Femanen, Recht, Gesetz und Gericht in ihrer Hut hatte. Alle aber waren, den König, den Marschall und den hohen Adel mit inbegriffen, Armanen, Semanen oder Hermanen. In diese drei Ordnungsgruppen der Armanenschaft fügten sich nun alle Künste ein, so der Skaldengruppe: die Baukünstler, Maler, Schmiede usw.; in die Gruppe der Herolde: die Wappenmaler, Waffenschmiede usw.; wie die Gruppe der Feme: die Wettenden und Wissenden. Da es in jenen Zeiten keine Grenzen zwischen Kunst und Handwerk gab, da der Begriff von „Kunst“ sich eben mit dem Begriffe des „Könnens“ deckte, so gab es keine Rangstufen unter den Künsten, und wir kennen Beispiele, dass es königliche Schmiede, königliche Steinmetze usw., ebenso gab, wie königliche Dichtersänger und Maler. Und wie die Armanenschaft durch den Oberarmanen, der stets der König selber war, wie durch ihren Marschall unlösbar mit dem Königstum und der Regierung verbunden war, so war sie wieder mit dem Volke ebenso unlösbar durch ihre Entwicklungsstufen oder Grade verbunden, durch welche sie den entwicklungsfähigen Nachwuchs des Volkes in sich aufsog, welcher aber wie schon gesagt wurde, trotzdem sesshaft und dem Ing-fo-onentum einverleibt sein musste. Diese Entwicklungsgrade waren wieder der bekannten Dreiteilung unterworfen und bildeten die Stufen des Lehrlings, Jungens usw., des Gesellen, Knappen usw. und schliesslich des Meisters. Die Meister einer Genossenschaft, Innung oder Zunft, hatten wieder ihren Ober- oder Grossmeister, welche alle wieder ihrerseits der Armanenschaft und mit dieser dem Marschall und König unterstanden. Nur die Skalden, Herolde und Femanen als die bevorzugteren Zünfte, hatten andere Bezeichnungen für ihre drei Erkenntnisgrade, und

dies darum, weil selbst Meister der niederen Zünfte es nicht verschmähten als Lehrlinge in die hohen Armanenschulen einzutreten, um höherer Erkenntnis teilhaftig zu werden. Die drei Grade der „Skaldenschaft" waren: 1. Der Schüler oder Gottesfrohnde; 2. der Barde oder Sänger, und 3. der Skalde oder Dichtersänger, der Wissende. Die drei Herolde der „Heroldsschaft" waren: 1. der Schüler oder Femfrohnde; 2. der Schöppe, auch Skilling, Billung, usw. und 3. der Stuhler, Stuhlherr, Frei- oder Rugegreve auch Femgreve. Diese drei „Erkenntnisgrade" der Armanenschaft, ob sie nun der Skaldenschaft, Heroldsschaft oder Femanenschaft angehörten, hatten jeder für sich eigene Erkennungszeichen für Gesicht, Gehör und Gefühl, so wie ihre eigenen exoterischen Lehren, welche sich immer mehr der esoterischen Lehre näherten, welch letztere erst dem dritten Grad voll gegeben wurde mit der Verpflichtung an der weiteren Vertiefung fortgesetzt zu arbeiten. So stieg der aufgenommene Schüler stufenweise aus den Mythenlehren der Wihinei des Volkes bis zur höchsten Stufe der Erkenntnis empor, und wurde, wenn er dazu die Befähigung in sich selbst trug, selber ein Meister und Lehrer, dies aber nicht nur in der Theorie, sondern in der lebendigen Praxis.

Aber nicht nur Männer gehörten der Armanenschaft an, welche wie hier gezeigt wurde in der Tat eine Priesterschaft von so idealer Höhe war, wie solche der moderne Begriff, der in dem Worte Priester liegt, nicht mehr zu umfassen vermag, weshalb es hier vermieden wurde, die Armanenschaft als die Wuotanspriesterschaft zu bezeichnen, um nicht gleich von Anbeginn an irrige Vorstellungen berichtigen zu müssen. Trat nun, trotz aller rechter Priesterwürde bei den männlichen Armanen, das äusserlich Priesterhafte in ihrem Wesen nicht so kennbar hervor, wie bei ihren Nachahmern, den gallokeltischen Druiden, welche sich sehr durch besondere Kleidung als solche kennzeichneten, so machte es sich bei den Armaninnen dafür um so bemerkbarer, sodass man bei oberflächlicher Beobachtung zu dem Schlusse kommen könnte, dass die Ario-Germanen nur eine weibliche Priesterschaft besessen hätten, was sehr unrichtig geurteilet wäre. Dass die ariogermanische Priesterin so auffällig in den Vordergrund trat, und den männlichen Priesterstand fast verdunkelte, findet seine Erklärung in dem Umstande, weil bei keinem Volk der Erde dem Weibe jene hohe Vermehrung gezollt wurde als bei den Ario-Germanen. Es wird bezeugt, dass es im vorchristlichen Germanien nicht wenige Frauen gegeben habe, welche durch eine höhere, fast übersinnliche Weisheit berühmt geworden sind. Dies aber erklärt sich unschwer.

Das rein innerliche, untrügliche Naturgefühl ging bei den

Männern im wilden Getriebe der Welt, im steten Ringen nach Erwerb verloren, ward aber weit länger vom Weibe bewahrt, das mehr im engeren, darum aber nicht kleineren Kreise seiner Bestimmung waltete. Nimmt man noch die auf Innerlichkeit und Pflege occulter Kräfte gerichtete Erziehung des zur Priesterschaft bestimmten Weibes in den abgelegenen waldumraunten Halgadomen n Betracht, welche alle im Weibe schlummernden Seelenkräfte zu wecken und zu kräftigen verstand, so wird man die tatsächliche Existenz so hehrer Frauengestalten, wie sie einer Aurinia, Ganna (: Kunna :), Veleda, u. a. zu so hoher Berühmtheit gelangten, erklärbar und begreiflich finden. Die Alten hatten ganz recht, wenn sie in diesen Frauen Spuren der Göttlichkeit zu finden glaubten; es war eben nichts anderes als das Ursprünglich-Göttliche, was aus ihrem innersten Wesen herausleuchtete, was wir auch heute noch an unseren Frauen — wenn wir es finden! — so über alles lieben, und welche göttliche Eigenschaft der Frau auch heute noch am zutreffendsten als „Innerlichkeit" bezeichnet wird.

Auch bei den Priesterinnen, den „Heilsräthinen" *) — Jornandes nennt sie „haliorunnae" — lässt sich selbstverständlich ebenfalls die Dreiteilung nach Grundabstufungen nachweisen, der hochheiligen Nornen-Drei-Einheit „Urda, Verdandi, Skuld" entsprechend, als deren sichtbare Stellvertreterinnen sie galten. Das Noviziat bildeten die „Halgadomsmaiden", welche ähnlich den indischen Bajaderen, als Sängerinnen und Tänzerinnen bei den Halgadomsfesten dienten, und aus deren Mitte, je nach Befähigung erst die höher Entwickelten zu den eigentlichen Priesterinnengraden zugelassen wurden. Diese höheren Grade aber bildeten: 1. „Die Druda" oder „Truthe", die Traute oder Vertraute; 2. Die „Hag-Idise", oder Hechsa und 3. bei zunehmendem Alter die „Wala" oder Totenfrau auch Trotenweib oder Trotenwählerin. (Walküren :) Diese war die Opferpriesterin, und mancher Kriegsgefangene endete unter ihrem blutigen Opfermesser. Die Oberin der Heilsräthinnen — wenn man sie so benennen will — war die „Albruna", und ihren Rang bekleidete die von Tacitus gerühmte Aurinia oder die zur Zeit Vespasians in Rom gefangen gehaltene Velada. Diese Heilsräthinnen waren an ein eheloses Leben gebunden, hatten die Verpflichtung, den Mann, der ihre Liebe genoss, zu töten, während die Frucht solcher Liebe, wenn sie rassenrein war als „Halgadomskind" erzogen, eventuell als „Koting" anerkannt wurde, während nicht rassereiner Nachwuchs geopfert werden musste; sie selber wurde nicht bestraft. Ferner wurden aus ihrer Mysterienspielen, welche Götterhochzeiten zur Darstellung brachten, — nach strenger Zuchtwahl — die Geeignetesten aus-

*) Siehe meine Romane, „Carnuntum", „Pipara" usw.

gewählt, welche die Götterbräute vorzustellen hatten, um, wie schon oben gesagt, einem neuen Koting das Leben zu schenken. Dieser Brauch, so befremdlich er auch heute anmuten mag, hatte den tiefernsten Zweck eine Edelrasse zu erzielen und zu erziehen, und würde für kommende Zeiten entsprechend erneuert von unschätzbarem Werte sein, wenn man erwägt, was man heute aufbietet um alle denkbaren Tierrassen zu veredeln, während man mit allen Mitteln daran arbeitet die Menschenrasse zu entedeln.

Ausser diesen Mysteriendiensten waren sie im täglichen Leben, wenn auch in den unzugänglichen Halgadomsklausen abgeschlossen lebend, dennoch mit dem Volke in engster Berührung und übten als Heilsräthinnen ihr Priesteramt in hingebungsvoller Weise, indem sie als Aerztinnen und sonstige Beratherinnen und Helferinnen wirkten und sich dadurch ungeheuchelte Verehrung erwarben, die sie auch vollauf verdienten.

Wo immer man aber die Untersuchungssonde auch in das Wesen der Armanenschaft einsenkt, allüberall findet man in ihrer wunderbar harmonischen Organisation die praktische Betätigung der Zwei-Einheit „Geist-Körper“ in allen Konsequenzen durchgebildet, diese zur Viel-Einheit sich entwickeln um in der Drei-Einheit ein festes Gefüge zu finden, in welches sie alles, das scheinbar Unbedeutendste wie das denkbar Wichtigste einzuordnen verstanden und damit einen sozialen wie politischen Wunderbau aufzurichten befähigt waren, welcher die heutige soziale wie politische Ordnung in weit höherem Masse überragt, als es der kühnste Träumer von heute als erreichbar möglich für die Zukunft zu ahnen wagt.

Es liegt aber im Natur-Urgesetz, im Werden, Wandeln und Vergehen zu neuem Entstehen begründet, dass alles, was scheinbar die Vollkommenheit erreichte, anderem Neuem, was darum nicht immer auch vollkommen sein muss, zu weichen hat, um in scheinbarem Vergehen, um in der zu bekämpfenden Hemmung neue Kräfte zu erneutem Wiedererstehen zu sammeln, um nach Besiegung dieser Hemmungen im scheinbaren Tode wieder aufzuleben, seine einstige Höhe nicht nur wiederzugewinnen, sondern dieselbe an Vollkommenheit noch weit zu überbieten. Das ist im grossen Werdegesetze des Alls tief begründet, und darum wird und muss auch die ariogermanische Armanenschaft — wenn auch in anderer Form — aus dem Scheintode erwachend wiedergeboren werden, und in einem erneuten glanzvollen Lebenslauf künftigen Menschheitswaltern als Heilsberaterin die Wege zum Sonnenheil weisen.

Guido v. List.



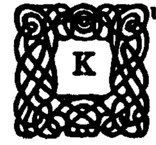
Rundschau

Aberglauben. Vor dem Gericht in Ambala (Pendschab) wurde in der letzten Zeit ein ausserordentlicher Fall verhandelt, der zeigte wie unter den Hindus noch der furchtbarste Aberglaube lebendig ist. In der Stadt Jagadri lebte ein Kaufmann in guten Verhältnissen, der, wie alle Hindus, den sehnlichsten Wunsch hatte, einen Sohn zu haben; aber alle Kinder, die ihm sein Weib gebar, waren tot. Im vorigen Jahre erwartete die Frau wieder ein Kind, und der Kaufmann ging in seiner Sorge zu einem Bettelmönch, um ihn zu fragen, was er tun könnte, damit das Kind lebend zur Welt komme. Der Jogi sagte ihm, dass, wenn seine Frau im Menschenblut gebadet würde, ihr Kind leben würde. Es ist dies ein uralter Aberglaube, und so schrecklich dieses Gebot der Hindufrau auch erscheinen musste, der Kummer ihres Gatten brachte sie dazu, ihre Zustimmung zu einem Verbrechen zu geben, um dessentwillen sie sich jetzt vor Gericht zu verantworten hat. Ein neunjähriger Knabe namens Arjan wurde geraubt und, nachdem man ihn dreissig Stunden gefangen gehalten hatte, erwürgt. Sein Blut wurde in einem Messingkessel aufgefangen, und nachdem mehrere Zauberformeln hergesagt waren, strich sich die Frau das Blut über den Körper und erfüllte so die Vorschrift des Mönches. Der Knabe wurde jedoch bald vermisst und das Verbrechen kam ans Licht durch das Geständnis des Mannes, der ihn geraubt und drei Rupien dafür erhalten hatte. So schwer verständlich der ganze Vorfall unserem Empfinden sein mag, das Volk des Pendschab wird dem Ehepaar verzeihen, da die Frau im Gefängnis wirklich ein lebendes Kind geboren hat; es wird in diesem Ereignis nur den Beweis erblicken, dass die alten Zauberformeln noch ihre Kraft haben.' (Leipzg. Neuest. Nachr.) Im Volke hat sich eben die Erkenntnis, dass das Blut der Träger der „Lebenskraft" (Od) ist, wenn auch in verderbter Form erhalten. —

Ein Opfer des Hexenglaubens ist ein Kind in einer Ortschaft des Kreises Verden geworden. Das Kind war lange Zeit krank; es müsse, so glaubten die Leute, behext sein. Es wurde ein „weiser Mann" um Rat befragt und der verordnete, dem armen Wesen einen lebenden Regenwurm einzugeben!! Das geschah. Der Wurm blieb aber dem Kinde im Halse stecken, so dass das unglückliche Opfer des Aberglaubens elendiglich ersticken musste. —

In Vaux bei Metz hat sich kürzlich ein Mann im Alkoholwahn und verbittert durch Familienwirrnisse, erhängt, Die Frau des Selbstmörders erhält nun seit dem Tode ihres Mannes zahlreiche Besuche von nah und fern, auch von sogenannten gebildeten Leuten. Das wäre an und für sich ja nicht schlimm, sondern eine gute Tat, schreibt die „Lothringer Zeitung", wenn alle die Leute durch Mitleid getrieben würden. Dem ist aber nicht so. Die Besucher wollen nämlich nur — das Glück finden. Und damit ihnen das Glück näher komme, bitten sie die Witwe — um ein Stück des Strickes, an dem ihr Mann starb, denn das bringe Glück. —


usgrabungen. Die Universität von Nebraska will in Verbindung mit mehreren anderen amerikanischen historischen und archäologischen Gesellschaften eine grosse wissenschaftliche Expedition nach dem westlichen Nebraska und dem östlichen Wyoming schicken, um dort Forschungen vorzunehmen über die Reste vorgeschichtlicher Niederlassungen, die sich in diesen Gegenden noch befinden. Dabei soll, wie die „Deutsche Rdsch. für Geogr. u. Stat." ausführt, auch zugleich die etwaige Verwandschaft untersucht werden, die zwischen den alten Bewohnern dieser Gegenden und den modernen Indianern bestehen möchte, die dies Gebiet schon bei der ersten Eroberung de Landes durch die Spanier inne hatten. Bedeutende und interessante Ruinen, die noch allenthalben von einer uralten, bisher kaum erforschten Kultur Kunde geben, lassen einen günstigen Erfolg der grossangelegten Expedition erwarten. So befinden sich zum Beispiel nördlich von dem Platte River vier grosse Steinbrüche, in denen ein vorgeschichtliches Volk gewaltige Steinmassen für einen heute nicht mehr bekannten Zweck herausgehauen hat. Die ersten Ansiedler glaubten, dass die Spanier diese Arbeit vollbracht hätten, und nannten die Steinbrüche „spanische Gruben". Aber Dr. Dorsey, der Direktor des Fieldmuseums in Chicago, hat festgestellt, dass hier die deutlichen Spuren eines halbzivilisierten Volkes zu erkennen sind, das viele Jahrhunderte vor der Zeit der amerikanischen Indianer hier eine ausserordentliche Leistung an Arbeit und Ausdauer vollbrachte, denn es erscheint kaum erklärlich, wie diese primitiven Menschen mit Steinhämmern und hölzernen Keilen ein solches Riesenwerk auch nur unternehmen konnten. — Eine andere rätselhafte Stätte früher Kultur bildet die berühmte Höhlenwohnung in Whalen-Danyon dar, in der bereits zahlreiche menschliche Knochen und Tierskelette gefunden wurden, die aber noch einer wissenschaftlichen Ausbeute der in ihr vorhandenen Schätze harrt. Nicht weit von dieser Troglodytenniederlassung liegt eine alte Felsenfestung, von der Archäologen behauptet haben, dass sie vor wenigstens 3000 Jahren erbaut worden sei. Auch dieses merkwürdige Denkmal, für dessen Erbauer und Bewohner vorläufig überhaupt keine Anhaltspunkte vorhanden sind, soll einer wissenschaftlichen Erkenntnis erschlossen werden. Je weiter man von hier aus in das Gebirge vordringt, desto rätselhafter werden die Mitteilungen, die über noch vorhandene Überreste alter Völker gemacht werden. So erzählen Cowboys von mehreren alten Tempeln, die hier einer unbekannten Gottheit errichtet sein sollen, besonders von einem gewaltigen Steinbau, der zwischen den am Fusse des Big Horngebirges sich ausdehnenden Hügeln liegt. Nach diesen Mitteilungen ist der Bau ein riesiger Gebäudekomplex, der aus rohen viereckigen Blöcken ausgeführt ist und von gewaltigem Mauerwerk umgeben wird. (Kref. Ztg.)

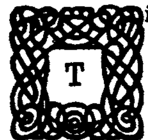

ulturfragen. Nach einer französischen Monatsschrift berichtet die Breslauer Zeitung vom 19. Aug. über die Vernichtung der grossen Bücherschätze des Altertums und Mittelalters. In der Geheimlehre wird oft auf diese Vorgänge hingewiesen mit der Andeutung, dass sich in Kleinasiatischen Klöstern und in Indien noch eine grosse

Anzahl von Manuskripten befindet, welche teils aus den vernichteten Bibliotheken gerettet, teils nach Erinnerung oder Vorlagen copiert sein sollen. Die genannte Zeitung sagt: Die älteste bekannte Bücherzerstörung wird auf Nabonassar zurückgeführt, der von 747 bis 733 v. Chr. über Babylon herrschte und nach der Angabe Herodots alle geschichtlichen Dokumente seiner Vorgänger zerstört haben soll; diese Angabe wird jedoch durch die Ueberreste der Keilschriftliteratur widerlegt. Der chinesische Kaiser Tschihoang-Ti, der 213 v. Chr. regierte, liess aus Hass gegen die Wissenschaften alle Bücher, die sich in seinem Reiche fanden, verbrennen; ausgenommen wurden nur die Chroniken seiner Familie und die astrologischen und medizinischen Werke. Die Bibliothek von Alexandria, die berühmteste Büchersammlung des Altertums, die von Ptolemäus Soter in dem Stadtteile Brucheion gegründet worden war, ging bei der Eroberung der Stadt durch die Römer in Flammen auf; von den 400000 Büchern, die sie enthielt, wurde auch nicht ein einziges gerettet. Mehrere Bibliotheken Roms wurden unter den Kaisern durch Feuerbrünste vernichtet, so unter Nero die Bibliothek, die sich im Palast des Tiberius befand, und unter Commodus die Kapitolsbibliothek. Die Kämpfe zwischen Christen und Heiden waren für die Wissenschaften stets verhängnisvoll. Bei jeder neuen Christenverfolgung verbrannten die Heiden die Bücher ihrer Feinde, aber wenn die Christen triumphierten, waren sie durchaus nicht besser, sondern zahlten ihren Gegnern den erlittenen Schaden mit Zins und Zinseszins heim. Die Bibliotheken von Konstantinopel, die sich durch die im Occident und im Orient erbeuteten Bücher bereichert hatten, konnten sich nie lange ihres Daseins freuen, da sie gewöhnlich schon nach kurzer Zeit durch die Feuerbrünste, die in dieser Stadt an der Tagesordnung waren, zerstört wurden. Die Barbaren, die das römische Reich zerstörten, vernichteten in den Ländern, die sie heimsuchten, die meisten Bücherschätze, die damals noch existierten. Die religiösen Kämpfe des Mittelalters, vor allem die Bilderstürmergräuel waren eine der Hauptursachen der Büchervernichtung. Im 9. und im 10. Jahrhundert erneuerten die Eroberungszüge der Normannen für die Literatur die Katastrophen, die durch die ersten Einfälle der Barbaren verursacht worden waren. Die Bibliothek der Kalifen von Aegypten in Kairo war nach den arabischen Historikern die bedeutendste des ganzen muselmanischen Reiches; man zählte dort 1600000 Bücher. Im 11. Jahrhundert wurde der grösste Teil dieser Bibliothek von den Türken geplündert; sie hatten sich empört und liessen sich mit den Büchern den rückständigen Sold bezahlen. Im 15. Jahrhundert waren besonders der lange und blutige Hussitenkrieg, die Eroberungszüge der Türken und die Kriege zwischen Frankreich und England für die Büchereien ein Unglück. Die Wissenschaften erlitten damals durch die Zerstörung von Kloster- und Privatbibliotheken unersetzliche Verluste. Zum Glück wurde damals gerade die Buchdruckerkunst erfunden; ihr ist es zu verdanken, dass eine ganze Anzahl hervorragender Werke gerettet werden konnte. In den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts wurden in der neuen Welt literarische und historische Dokumente von unersetzlichem Werte vernichtet;

mit ihnen hat man die Hoffnung verloren, über die Sprache und die Geschichte der Ureinwohner Amerikas sichere Kenntnisse zu erlangen. Die Missionare hielten die auf Tierhaut, Baumwollenstoff und auf Baumrinde gemalten Zeichen und Figuren der Mexikaner für Monumente des Götzendienstes und glaubten, sie vernichten zu müssen, um die Bekehrung der Indianer zu erleichtern. Im 17. Jahrhundert wurden grosse Bibliotheken zum Teil oder ganz durch Feuersbrünste zerstört; erwähnt seien u. a. die Augustiner-Bibliothek in Mainz (1649 zerstört) und die Bibliothek des spanischen Königsschlosses und Klosters Eskorial (1671) und die Bibliothek der belgischen Abtei Gembloux (1685). Zurzeit der französischen Revolution war der Verlust an Büchern und Manuskripten weit weniger gross, als man gewöhnlich glaubt; die Klosterbibliotheken wurden zerstreut und geplündert, aber nur selten zerstört und vernichtet; viele Bücher gingen damals zu Spottpreisen ins Ausland.

Das Ende des Engels. — Friedrich Naumann hat dem am 5. September in Dresden zusammengetretenen Kongress für protestantischen Kirchenbau in der „Hilfe" den Vorschlag gemacht, die Gestalt des Engels aus der kirchlichen Kunst verschwinden zu lassen. Er begründet seinen Antrag folgendermassen: 1. Die äussere Gestalt des Engels ist für die Gegenwart unerträglich geworden, weil sie allen Erkenntnissen über den natürlichen Aufbau lebendiger Körper widerspricht. Wir Menschen von heute haben eine etwas andere Phantasie als die Leute der früheren Zeiten. Die neue Phantasie ist durch die Schule der Naturwissenschaften hindurchgegangen. Wir halten ein Menschengebilde für unerträglich, dessen Schultern wir nicht als richtig empfinden. Alle unsere Schulkinder lernen den menschlichen Knochenbau in seinen allgemeinsten Grundzügen kennen; sie unterscheiden sich dadurch von ihren Vorfahren. Sie machen bewusst oder unbewusst den Versuch, die Flügel in diesem Knochenbau unterzubringen. Dieser Versuch ist es, der für uns die Engelsgestalt zur beständigen Quälerei werden lässt. Unsere Phantasie verträgt auch heute noch sehr wunderliche Wesen, die es nie irgendwo gegeben hat, wenn sie nur richtig gebaut sind. Was wir aber unter keinen Umständen mehr vertragen, ist das Aufbauen von Körpern, die nicht lebens- und bewegungsfähig sind. Jeder normal gebaute Vogelkörper ist künstlerisch klarer und wertvoller als der Flügelmensch. Dem Flügelmenschen traut man weder zu, dass er fliegen kann, noch dass er mit zwecklosen Flügeln herumlaufen darf. Er ist ein unerklärliches Wesen im schlechten Sinne des Wortes. Dass ihn Künstler heute noch herstellen, spricht gegen die allgemeine Bildung dieser Künstler. Die Engel der Vergangenheit wollen wir ruhig stehen lassen, denn sie gehören in die alte Phantasie hinein und haben dort ihr volles Recht, wo die alte Phantasie zu Hause ist. Wer aber heute Flügelmenschen herstellt, ist ein Romantiker, der mit der Gegenwart nicht lebt. Er mag für sich allein seine archäologische Phantasie pflegen, soviel er will, aber Gemeinde-Kirchenräte sollten ihn beim Kirchenbau übergehen, weil er eine veraltete Kunstform abzustossen nicht stark genug ist. 2. Vom religiösen Standpunkt aus ist das

Anbringen von Flügelmenschen nicht notwendig. Es handelt sich hier nicht darum, über die Existenz der Engel zu sprechen. Wir wollen ohne weiteres als zugestanden ansehen, dass die Bibel von einem gewissen Zeitpunkt an eine Engellehre hat, und dass es ein sehr gut möglicher religiöser Gedanke ist, dass es zwischen dem einen Gott und der Welt eine Menge von übermenschlichen Wesen gibt. Dieser Glaube hat gegenüber einem starren Monotheismus eine gewisse mildernde Wirkung und erleichtert die Ausschaltung der älteren Naturgottheiten, ohne dass die Natur entgeistet wird. Auch dass sich die predigende Phantasie gelegentlich mit der etwaigen Sichtbarkeit dieser Wesen beschäftigt, ist auf Grund der biblischen Geschichten nicht ganz zu vermeiden, obwohl man dabei in allerlei Wirrnisse geraten kann. Es ist aber immerhin noch etwas anderes, wenn der Prediger gelegentlich ein unsicheres Wort über die Erscheinungen der Engel sagt, falls er es für nötig findet, als wenn der Künstler in dauerhaftem Material ein festes Bildnis des unsichtbaren Wesens vor das Auge der Gemeinde hinstellt. Dieses feste Bild verletzt die Zartheit der unsicheren Gedanken, die auch die gläubigsten Menschen der Gegenwart vom Engelwesen zu haben pflegen. Und, was sehr wesentlich ist: Das Bild des Flügelmenschen ist auch auf dem Boden biblischer Gläubigkeit nicht nötig. Man kann von fast allen Bibelstellen, wo einzelne Engeln handelnd auftreten, sagen, dass es sich nicht um Flügelmenschen handelt. Der gewöhnliche normale Flügel unserer Kirchenbauten ist unseres Wissens in der Bibel nicht vorhanden. Keinesfalls ist er ein notwendiges Stück des Glaubens und seine schlechte künstlerische Darstellung schädigt die Hoffnungen auf ein besseres Jenseits, indem sie sie ins Unnatürliche hineindrängt. 3. Der Engel wird meist in der kirchlichen Kunst verwandt, um den Mangel eines klaren religiösen Gedankens zu verdecken. Woher kommt es denn eigentlich, dass gerade in neuerer Zeit so viele Engel hergestellt werden? Ist etwa unsere Zeit besonders engelgläubig? Sicher nicht! Auch die strenggläubigen Geistlichen pflegen wenig von Engelerscheinungen in der Gegenwart zu halten. Auch für sie ist der Engel ein Stück Vergangenheit geworden. Man redet noch vom Schutzengel der Kinder, führt aber das übrige Leben ohne merkbaren Einfluss einer Engelslehre. Kein Kenner unserer Glaubenslitteratur kann auf den Gedanken kommen, dass wir eine Neubelebung des Engelsglaubens vor uns haben. Nur die Architekten und Glasmaler sind sehr engelgläubig. Sie zwingen aus Mangel einer besseren religiösen Formensprache der Gemeinde eine Menge von Flügelmenschen auf. Was ist es, was diese modernen Engel uns sagen? Nichts anderes, als dass wir keinen einfachen Wahrheitssinn besitzen? Eine Anklage sind sie, nichts anderes. Ein Glaube, der schlicht und wahrhaftig ist, vermeidet gerade diese Gestaltung."



Tibetanische Medizin. Dem Berliner Tageblatt entnehmen wir einem Bericht über tibetanische Medizin, über welche Geheimrat Leo Bertenson, der bekannte russische Gelehrte und Leibarzt des Zaren, der sich seiner Zeit so günstig über Karl Buttenstedts Flugtheorie äusserte, nach der Petersburger „Medizinischen Wochen-

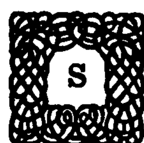
schrift" ein Gutachten abzustatten hatte. Es heisst darin: „Die tibetanische Medizin ist eine der historisch interessantesten Erscheinungen ärztlicher Wissenschaft. Sie stammt aus dem Jahre 685 nach Christus, in dem die ersten medizinischen Schriften in tibetanischer Sprache aus dem Indischen übersetzt wurden. Noch heute, nach zwölf Jahrhunderten, steht die tibetanische Medizin auf dem gleichen Standpunkte wie damals. Denn es haben die Lamaärzte, die am Anfang des 18. Jahrhunderts sich unter den Burjäten verbreiteten, das alte Handbuch der tibetanischen Medizin — Schud-Schi — nochmals in das Mongolisch-Burjätische übersetzt, um es dem allgemeinen Verständnis zugänglich zu machen: sie haben aber im wesentlichen nichts an dem Texte geändert. Vielfach setzt die Richtigkeit der Anschauungen in Erstaunen, vielfach freilich sind auch Dinge in dem Werk enthalten, die sie in nichts von den sonstigen alten, abergläubischen volksmedizinischen Ansichten unterscheiden.

Die Zahl der Knochen wird auf 360 angegeben, die der Nerven auf 99, die der Hautporen auf 11 Millionen. Das Herz ist der „König der Organe", die Lungenlappen halten es umschlossen, wie eine Mutter ihr Kind in den Armen hält. Die Leber ist gleich einem Berg mit spitzem Gipfel, der Magen gleich einem Kessel zum Kochen der Speisen. Die Krankheitsursachen sind Bosheit, Unbesonnenheit und Unfähigkeit zur Beherrschung der Leidenschaften. Diese verursachen Störungen in der Ernährung der Organe; durch Mangel an wahrer Güte werden vor allen die Ernährung des Herzens und der Leber beeinträchtigt. Das Erkennen der Krankheiten soll durch richtiges Ausfragen, Besichtigung der Zunge und des Harns und durch Betasten des Pulses geschehen. Die Anhänger des Schud-Schi kurieren mit pflanzlichen Mitteln, ausserdem mit Kompressen, Bädern, Einreibungen, Massage, Aderlässen, Amputationen. Die Chirurgen besitzen seit altersher allerlei Instrumente für Zahn- und Staroperationen, ferner Sonden, Katheter, die sie „so rein halten sollen wie ihre Gedanken und Siegel". Die Kranken, aber auch die Gesunden sollen vor allem eine vernünftige Lebensweise beobachten. Körper und Geist müssen in Sauberkeit erhalten und jedes Übermass vermieden werden. Physische Arbeit und körperliche Übungen werden empfohlen.

An die Aerzte selbst werden durch die Vorschriften des Schud-Schi hohe Ansprüche gestellt. Sie müssen nicht nur ihr Fach völlig beherrschen, sondern auch den Kranken angenehm sein, sie beruhigen, ihnen Mitleid und Liebe entgegenbringen und sich aller schlechten Handlungen enthalten: das Glück des Arztes soll in der Pflichterfüllung liegen. Sie sollen Leben und Unterhalt erhalten, jedoch dürfen sie an das Honorar für ihre ärztliche Hilfeleistung erst dann erinnern, wenn sie dessen wirklich bedürftig sind. Interessant ist, dass die Burjäten und Kalmücken vor einigen Monaten an die zuständigen russischen Behörden ein Gesuch eingereicht haben, dass die gesetzliche Anerkennung der tibetanischen Medizin unter den buddhistischen Volksstämmen Russlands und die Genehmigung von Spezialschulen zur Ausbildung von Aerzten in der tibetanischen Medizin fordert. Es wurden darüber auch Verhandlungen geflogen. Aber bis

zur Gleichstellung mit der modernen Medizin konnte man doch die Anerkennung der historisch hohen Stufe dieser Medizin nicht treiben.“

Radium. — Der berühmteste lebende Physiker der Gegenwart, Lord Kelvin, wendet sich in einem Briefe an die „Times“ auf das nachdrücklichste gegen jene neue Schule von Physikern und Chemikern, welche die von Demokritus vor dritthalbtausend Jahren in die Naturlehre eingeführte und im neunzehnten Jahrhundert hauptsächlich unter dem Einflusse Daltons allgenommene atomistische Theorie der Materie durch Hypothesen ersetzen wollen, die Unveränderlichkeit der kleinsten Teile der Materie leugnen und an allmähliche Umwandlung von Elementen in andere Elemente glauben, wie dies in einem Falle bei Umwandlung von Radium in Helium durch Sir William Ramsay durch Versuche gezeigt worden sein soll. Kelvin leugnet, dass man aus diesem vereinzelten Versuch jene gewagten Schlüsse ziehen dürfe und meint, es beweise bloss, dass Radium schon von vornherein Helium enthalten habe, das während des Versuchs zum Vorscheine gekommen ist. T. R,



chopenhauers Krankheit. — Die Münch. Medizin. Wochenschrift berichtet über einen Vortrag Iwan Blochs in der Berliner Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaften und der Medizin, der sich eingehend mit Schopenhauers Krankheit im Jahre 1823 beschäftigte: Erst die jüngste Zeit hat sich eingehend mit der Frage beschäftigt, welchen Einfluss die Krankheiten und Leiden hervorragender Persönlichkeiten auf ihr geistiges Leben gehabt haben; den Anstoss dazu gaben die Lehren Lombrosos, aber der eigentliche Begründer dieser Spezialwissenschaft, für die man den Namen „Phatographie“, die Lehre vom bedeutungsvoll Krankhaften, eingeführt hat, ist Möbius. Die Krankheit nun, an welcher Schopenhauer im Jahre 1823 in München litt, scheint von nicht geringem Einfluss auf die Entwickelung seiner pessimistischen Weltanschauung gewesen zu sein. Wie es aus einer Reihe von Zitaten hervorgeht, kann es keinem Zweifel unterliegen, dass es sich um Syphilis handelte; den Beweis dafür liefern ärztliche Verordnungen, die in seinem Nachlass vorgefunden wurden, und die eine typische antisyphilitische Kur zum Inhalt haben. Aber auch verschiedene Stellen seiner Werke legen Zeugnis ab, dass der Philosoph aus eigener Erfahrung spricht. Er war bekanntlich der ärztlichen Kunst abhold und neigte mehr der Charlatanerie und Kurpfuscherei zu, gibt aber zu, „dass es Ausnahmen, also Fälle gibt, wo nur der Arzt helfen kann; namentlich ist die Syphilis der Triumph der Medizin.“ An einer anderen Stelle der „Parerga und Paraplipomena“ spricht er von dem Einfluss, den die venerische Krankheit nicht bloss in physischer, sondern auch in moralischer Beziehung ausübt. „Seitdem Amors Köcher auch vergiftete Pfeile führt, ist in das Verhältnis der Geschlechter zu einander ein fremdartiges, feindseliges, ja teuflisches Element gekommen; infolge wovon ein furchtsames Misstrauen es durchzieht; und der mittelbare Einfluss einer solchen Änderung in der Grundfeste aller menschlichen Gesellschaft erstreckt sich mehr oder weniger

auch auf die übrigen geselligen Verhältnisse." Schopenhauer war eine stark sinnliche Natur und in der Praxis durchaus nicht zur Askese geneigt; unter dem unmittelbaren Einflusse seiner Leiden und Leidenschaften kam jedoch in seinen Schriften die pessimistische Anschauung zum Ausdruck. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass er von seiner Krankheit völlig geheilt wurde. Er spricht die Ansicht aus, dass die natürlichen Strafen des Lasters, insbesondere die venerische Krankheit, Moralität zum Zwecke haben, und dass sie ein natürlicher Damm gegen die Triebe des Menschen seien. Es ist somit wohl der Schluss berechtigt, dass die syphilitische Erkrankung des Philosophen mit zur Entwicklung seiner pessimistischen und asketischen Weltauffassung beigetragen habe."

Psychologisches. — „Ein normales Kind kennt gewöhnlich am Ende des dritten Lebensjahres, spätestens aber bei seinem Schuleintritt sämtliche Farben und kann meist auch ihre feineren Schattierungen angeben. Der Hauptlehrer Kannegiesser in Erfurt hat nun, wie er in der „Zeitschr. für die Behandlung Schwachsinniger und Epileptischer" mitteilt, den Farbensinn geistig minderwertiger Kinder untersucht. Sein Ziel war, in der Frage, ob Intelligenz und Farbenkenntnis in einem näher zu bestimmenden Verhältnis stehen, Klarheit zu gewinnen. Dass die geistige Minderwertigkeit nicht nur bei den höheren Denkprozessen, sondern auch in sehr einfach psychischen Vorgängen zum Ausdruck kommt, ist eine bekannte Tatsache. Es fragt sich also, ob auch Farbenkenntnis als Beweis einer gewissen Intelligenz in Betracht kommt. Die Prüfung der Farbenkenntnis der Kinder bei ihrer Aufnahme in die Erfurter Hilfsschule ergab, dass Intelligenz und Farbenkenntnis im gleichen Verhältnis stehen. Je geringer die Begabung, desto grösser ist die Unkenntnis der Farben. Von 48 Kndern hatten 25 bei ihrer Aufnahme sämtliche Farben gekannt. Von diesen letzten kamen 21 bis zur ersten Klasse, während von den anderen 23 mit mangelhafter Farbenkenntnis nur 11 dieses Ziel erreichten. Demnach lässt guter Farbensinn auf eine bessere Intelligenz und grössere Bildungsmöglichkeit schliessen. Die Farbenkenntnis selbst lässt sich auch durch Übung entwickeln. Dies ergibt sich ebenfalls aus Beoabchtungen Kannegiessers. Nach eineinhalb Jahren kannten alle Kinder, auch solche, die bei ihrer Aufnahme eine erhebliche Farbenunkenntnis bewiesen hatten, sämtliche Farben. Es ergab sich aber ferner, dass die Kinder, die bei ihrem Eintritt die geringste Farbenkenntnis besessen hatten, das Klassenziel nicht erreichten und demnach nicht versetzt werden konnten. Also auch hier zeigte sich eine Abhängigkeit des Farbensinnes der Kinder von ihrer allgemeinen Bildungsfähigkeit. — B. T. 15. VIII. 06.

Der englische Anthropolog Francis Galton, ein Vetter Darwins, hat es unternommen, auf Grund seines Systems die Menschen nach ihrer geistigen Begabung in 16 Klassen zu teilen und auf Grund von umfassenden Erhebungen den durchschnittlichen Satz jeder Klasse in einer Million Menschen zu berechnen. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, dass die Höchstbegabten und die Niedrigstbegabten in gleichen Zahlen vorhanden sind, und dass, von dem Durchschnitt

der Begabung an gerechnet, die Zahl der in jeder Klasse vorhandenen Individuen sich bis zu jenen Stufen der höchsten und der niedrigsten Begabung übereinstimmend vermindert. Eine Million Menschen verteilt sich nach Galton auf jene 16 Klassen in folgender Weise:

Ausserordentliche Genies	1
Genies	14
Grosse Talente	233
Talente	2 423
Begabte Köpfe	15 696
Leidlich Begabte	63 563
Etwas Begabte	162 279
Dicht unter dem Durchschnitt	256 791
Dicht unter dem Durchschnitt	256 791
Weniger Begabte	162 279
Beschränkte	63 563
Dumme	15 696
Schwachsinnige	2 423
Irrsinnige Blödsinnige	233
Irrsinnige	14
Mikrokephalen	1
Zusammen	1 000 000

— Im psychologischen Institut der Universität Chicago sind an 25 Männern und ebensoviel Frauen experimentelle Untersuchungen angestellt worden, über die nun ein Bericht von Helen Bradford Thompson vorliegt. Das Alter der Versuchspersonen hielt sich, wie dem neuesten Hefte der Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane zu entnehmen ist, zwischen 19 u. 25 Jahren; die Leute waren sämtlich Besucher der Universität und zeigten in bezug auf die Vorbildung grosse Gleichmässigkeit. Bei Prüfung der Koordination von Empfindung und Bewegung mittels Kartensortierens zeigte sich, dass die Frauen sowohl in der Schnelligkeit als in der Genauigkeit die Männer etwas überflügeln. Bei den Hautempfindungen ist das Empfinden der Frauen im allgemeinen etwas reiner als das der Männer. Deutlich tritt die grosse Sensibilität der Frauen hervor in der Zweipunktunterscheidung mit dem Ästhesiometer auf der Mitte der Volarseite des Vorderarmes, sodann in der Schmerzempfindlichkeit auf Druck, weniger bemerkbar ist sie dagegen bei dem Tastsinn. Bei Temperaturunterscheidungen findet sich kein Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern. Für Schmerz durch elektrische Reizung sowie in der Beurteilung gehobener Gewichte erzielten die Männer bessere Resultate. Die Versuche über den Geschmacks- und Geruchssinn ergaben, dass die Frauen in beiden Empfindungsklassen tiefe Schwellenwerte haben, bei starken Reizen jedoch weniger Unterscheidungsfähigkeit zeigen als die Männer. Raucher sollen allerdings einen durchnittlich um zwei Fünftel der Norm abgestumpften Geruch haben. Bezüglich der Gehöre ergab sich, dass die Männer eine etwas tiefere untere Grenze

der Tonwahrnehmung hatten als die Frauen, dass diese aber ein feineres Unterscheidungsvermögen für Tonhöhe aufweisen. Auf dem Gebiete des Gesichtssinnes zeigten Männer ein feineres Unterscheidungsvermögen für Helligkeit und eine tiefere Lichtschwelle, die Frauen hatten dagegen eine erheblich feinere Farbenunterscheidung. Was die Affekte betrifft, so zieht die Verfasserin aus den Versuchen den Schluss, dass die Männer unter gleichen Umständen stärkere Affektempfindungen haben als die Frauen. Das gesellige Gefühl soll nach den Untersuchungen der Verfasserin beim Manne, das religiöse bei der Frau das stärkere sein. —

Phrenologie. — Aus den interessanten Verhandlungen der im August in Görlitz abgehaltenen 37. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft können wir nur einen Vortrag hervorheben, da uns der Raum fehlt die anderen Mitteilungen, welche vielfach neue Gesichtspunkte über die Urgeschichte des deutschen Volkes enthielten, entsprechend zu würdigen. Professor Schwalbe, ein Anhänger der modernen Phrenologie äusserte sich nach dem Bericht des Berliner Tageblattes folgendermassen: „Bekanntlich hat Gall zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Phrenologie zu begründen gesucht, indem er die Anlagen aus den Einbuchtungen der Schädeloberfläche erkennen zu können glaubte. Das Gehirn fasste er nicht als einheitlich wirkendes Organ auf, sondern jeder Geistestätigkeit sollte ein spezieller Teil des Gehirns, ein Organ entsprechen. Der Vortragende beschäftigte sich einleitend mit den von ihm gefundenen neuen anatomischen Grundlagen, die eine vorurteilsfreie Kritik des anatomischen Teils der Lehren von Gall gestatten. Diese Grundlagen sind in der Tatsache gegeben, dass an der Oberfläche des Schädels bestimmte Erhebungen ganz bestimmten, unter ihnen liegenden grösseren Abschnitten des Gehirns oder einzelner Hirnwindungen entsprechen können. Zunächst behandelte der Redner die Frage, inwieweit dieses Gehirnrelief den Gallschen „Organen“ entspreche, deren Lage zur Schädeloberfläche von Gall dadurch bestimmt wurde, dass er bei Individuen mit ausgeprägten einseitigen Begabungen nach besonderen Bildungen der Kopfform suchte. Besonders verglich der Vortragende die Erhebungen der Schläfenregion, welche der dritten Stirnwindung und zweiten Schläfenwindung des Gehirns entsprechen, mit den Gallschen Organen dieser Gegend und machte auf das Widersprechende in Galls spezieller Darstellung aufmerksam, während Galls allgemeine Anschauungen über die Gestaltung des Schädels durch das Gehirn, über den geringen Einfluss der Muskeln auf die Formgestaltung des Schädels volle Anerkennung fanden. Gall ist geradezu als der Begründer der Lokalisationslehre des Gehirns zu bezeichnen. Durch die genauen Untersuchungen der Grosshirnwindung hervorragender Männer verschiedener Berufsklassen — Mathematiker, Musiker usw. — wurde wiederum der Grund gelegt zu einer modernen Phrenologie, die nunmehr, mit einer genauen Kenntnis der Gehirnwindungen ausgerüstet sich der Assoziationsgebiete bemächtigte und innerhalb dieser die Windungen aufzuführen bestrebt war, die bestimmten geistigen Fähigkeiten entsprechen

möchten. Diese Untersuchungen mussten aus äusseren Gründen vom Schädel absehen. Offenbar aber liegen für diese Untersuchungen ganz ähnliche Grundanschauungen vor, wie diejenigen waren, von denen Gall ausging. Wir haben hier wieder stark individualisierte Lokalisation. In neuester Zeit ist dann Möbius wieder auf die Gallsche Methode zurückgekommen, von der Formation des Schädels auf die Bildung des Gehirns zu schliessen. Soll eine sichere Entscheidung getroffen werden, so muss stets die Untersuchung des Schädels und Gehirnes Hand in Hand gehen; ist das Gehirn nicht vorhanden, so können Ausgüsse der Schädelhöhle befriedigende Resultate liefern. Weiter besprach der Vortragende einige spezielle Lokalisationsversuche bestimmter geistiger Fähigkeiten: Zunächst Möbius Untersuchungen über den Sitz des mathematischen Organs. Der Vortragende konnte Möbius nicht beipflichten, dass die bei Mathematikern besonders stark ausgebildete „Stirnecke" durch besonders starke Entwickelung bestimmter Hirnwindungen erzeugt sei; hier schien ihm eine physiognomische Deutung wahrscheinlicher als eine phrenologische. – Eine weitere kritische Betrachtung des Vortragenden bezog sich auf die Frage nach dem Sitz des musikalischen Talents. Gall verlegte das Organ des Musiksinnes in die seitliche Stirngegend, dicht über die Stirnecke. Nach Möbius und Auerbach spricht vielmehr dafür, dass das Gebiet der beiden oberen Schläfenwindungen hierfür in Betracht kommen. Einer Definition von Möbius folgend und auf Grund eigener Untersuchungen an Gipsabgüssen von Schädeln von vier berühmten Musikern erörterte der Vortragende die Möglichkeit, dass neben den beiden oberen Temporalwindungen für den Musiksinn noch eine zweite Stelle in Anspruch genommen werden könne, die Gegend des hinteren Teiles der dritten Stirnwindung. Erstere Stelle würde dem passiven rezeptiven Teile des Musiksinnes entsprechen, letztere dem aktiven, produktiven Teil, der Fähigkeit zu komponieren. Das dem Vortragenden vorliegende Material liess hier noch keine sichere Entscheidung zu. Zum Schluss charakterisierte der Vortragende die moderne Phrenologie dahin, dass sie bestrebt sei, innerhalb der grossen Assoziationsgebiete der Grosshirnrinde Lokalisationen bestimmter Fähigkeiten zu ermitteln. Die moderne Lokalisation ist damit wieder eine individualisierende geworden, wie früher die von Gall. Die Zukunft liegt in möglichst zahlreichen individuellen Untersuchungen, die ausser Gehirn und Schädel auch die äussere Gestaltung des noch mit Weichteilen bedeckten Kopfes berücksichtigen."

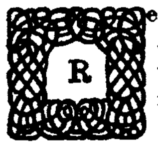
Graphologie. Professor Alfred Binet von der Sorbonne hat die Ergebnisse langjähriger graphologischer Studien in einer Schrift „Les Revelations de l'écriture" soeben veröffentlicht. Nach einer Darstellung des „Cri de Paris" sollen diese Studien einen „wahren Zusammenbruch der Graphologie" wie sich die Tägliche Rundschau ausdrückt, bedeuten. Uns will es erscheinen, als sei das Erraten des Geschlechtes wenig geeignet, einen Massstab zur Beurteilung der Graphologie abzugeben. Seitdem durch Walter Fliess und Weininger, und die astrologische Auffassung

der psychischen Entitit des Menschen ein helles Licht auf das Geschlechtsproblem gefallen ist, seitdem kann es nicht von Wert sein, ob wir durch die Graphologie die äusseren Geschlechtsmerkmale eines Menschen bestimmen können. Diese sind von untergeordneter Bedeutung gegenüber dem männlichen und weiblichen Charakter, dessen graphologische Fixierung durchaus nicht zu den problematischen Arbeiten der Graphologie gehört. Bei den Handschriftdeutungen handelt es sich 1. um eine Charakterisierung psychischer Werte, welche in beschränktem Masse einen Rückschluss auf körperliche Eigenschaften zulassen. Wenn unsere psychologischen Kenntnisse bessere geworden sein werden, dann wird auch die Graphologie bessere Darstellungen liefern können. Binets Ergebnisse fasst der Cri zusammen:

1) Wenn man einem Graphologen eine männliche und eine weibliche Handschrift vorlegt, so errät er das Geschlecht nur in drei Fällen von vier. 2) Binet stellte neben die Handschrift des berühmten Malers Henner die eines Dummkopfes, neben die des Gelehrten und Staatsmannes Paul Bert die eines Zerstreuten usw. Dann ersuchte er die Graphologen, von den beiden den bedeutenden Mann herauszufinden. Die richtigen Antworten betrugen bloss 60 v. H., nur etwas mehr als die Hälfte. 3) Binet stellte Handschriften von Verbrechern neben diejenige ehrlicher Leute und fragte: Wo ist der Verbrecher? Der gewiegteste Graphologe, Crépieux-Jamin, riet achtmal richtig und dreimal falsch, die andern dagegen gaben nur sechs richtige und fünf falsche Antworten.

Die komischsten Irrtümer und Verwechselungen haben sich ergeben. Eine der Leuchten der Wissenschaft musste sich darein finden, nach dem Spruch der graphologischen Sachverständigen „nur geringe Intelligenz zu besitzen". Die Schrift Vidals, des Frauenmörders, wurde für die „eines jungen Mädchens, das man unter die gesetzten Charaktere einreihen muss", gehalten. Ein anderer Graphologe hat in dem Geschreibsel eines minderwertigen Mörders Zeichen „eines grossen Talentes" gefunden und seine Schrift mit der von Taine verglichen, der ja ein grosser Denker gewesen sei. Ein dritter hat sogar erklärt, diese Schrift rühre von Professor Binet selbst her."

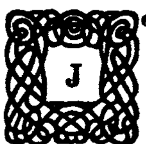
Irrtümer kommen bei der Jugend der Graphologie natürlich vor, doch sehe ich nicht ein weshalb man eine Lehre verwerfen soll, weil sie noch nicht die exakten Resultate liefert, die sie im Zustande ihrer Vollkommenheit geben könnte. Verwerfen wir vielleicht die innere Diagnotik am Krankenbette, weil sie zu vielen falschen Schlüssen Anlass gibt und häufig ein Fall soviel Diagnosen zulässt als Ärzte gefragt werden? Es wäre eine solche Verwerfung nicht allein voreilig sondern unwissenschaftlich, ebenso wie Binets Methode der Statistik der wichtigen und falschen Fälle nicht geeignet ist, über die Richtigkeit der Graphologie Rechenschaft zu geben.



Religionsvergehen im Strafrecht. Auf Anregung des Reichs-Justizamtes wird eine „Vergleichende Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts" als Vorarbeit zur deutschen Strafrechtsreform herausgegeben. Der dritte Band ist soeben in Berlin bei Otto Liebmann erschienen und enthält als erste Abhandlung

die Arbeit von Professor D. Dr. Kahl[*] über Religionsvergehen, im besonderen über die beiden ersten Tatbestände aus § 166, Gotteslästerung und Beschimpfung von Religionsgesellschaften. Kahl fordert nicht eine Aufhebung, sondern eine Reform der Strafgesetzbestimmungen, und in den ausführlichen Betrachtungen darüber kommt er zu folgender höchst beachtenswerter Aeusserung: Parität wird zur Imparität nicht nur, wenn Gleiches ungleich, sondern auch, wenn Ungleiches gleich behandelt wird. Das aber ist durch die Spezialisierung auf „Einrichtungen oder Gebräuche" im Verhältnis von Katholizismus und Protestantismus wahrhaft der Fall. Was Wach bei Besprechung der heiklen Frage getan muss ich auch hier ausdrücklich in Anspruch nehmen: „Ich schreibe als Jurist, nicht als Protestant". Es ist vor Wahrheit und Gerechtigkeit nicht wegzubringen: die katholische Kirche ist vollkommener gegen Beschimpfung geschützt, als die evangelische. Hamm vermeint darüber hinwegzukommen mit der Erklärung, dass die evangelische Kirche weniger Gebräuche und Einrichtungen hat, als die katholische. „Sie wird weniger beschützt, weil sie weniger besitzt, das des Schutzes bedarf." Eine Beschwerde darüber sei ungefähr so, „als wenn die Armen und Besitzlosen die Strafbestimmung wegen Diebstahls als ungerechtfertigt angreifen wollten, weil nur der Diebstahl gegen Besitzende bestraft werde." Die Sache liegt denn doch tiefer! Das Gesetz ermisst nicht die durch die Wesensverschiedenheit beider Kirchen bedingte ungleiche Rückwirkung des Tatbestandes auf die Rechtsanwendung. Die Lehre soll an sich nicht Objekt des Strafschutzes sein. Alle Grundelemente katholischen Kirchenrechts sind aber dogmatisch fundiert. Angriffe auf die Lehre qualifizieren sich insoweit von selbst als Angriffe auf Verfassung und religionsgesellschaftlichen Tatbestand. Daher die unvermeidliche Kasuistik der Judikatur in dem früher erwähnten Umfang. Ferner kann nach ihrer bis ins Kleine durchgebildeten rechtlichen Organisation die katholische Kirche alle ihr irgend wertvollen Bestandteile der Gemeinschaftsordnung als Einrichtungen oder Gebräuche in Anspruch nehmen, während die evangelische Kirche ebenso entscheidenden Wert auf die Anerkennung ihres durch die persönliche Gewissenstat der Reformatoren gewirkten geistlichen Charakters legen muss, hierin aber strafrechtlichen Schutz vermissen muss. Dass hier Imparität empfunden wird, ist eine Tatsache, die der Gesetzgeber nicht ignorieren kann. Kahl kommt schliesslich zu einer Zusammenfassung seiner Vorschläge, aus der wir die § 166 betreffenden mitteilen. 1) Die Gotteslästerung ist nicht als Unterart der religionsgesellschaftlichen Beschimpfung und nicht als Verletzung des religiösen Gefühls anderer zu behandeln. Vielmehr rechtfertigt und bestimmt sich ihr Strafbestand gegenwärtig allein aus dem objektiven Grunde, dass sie sich darstellt als rechtswidriger Angriff gegen das in Reichs- und Landesgesetzgebung für staatlich wertvoll gehaltene und darum geschützte öffentliche Interesse an der Religion. Mit diesem Objekt ist sie selbständiges Vorgehen gegen die öffentliche Ordnung. Muss hiernach einerseits das Erfordernis der Aergerniserregung als Voraussetzung der Strafbarkeit entfallen, so ist andererseits eine Fassung der Gesetzbestimmung zu wählen,

welche die Gewissensfreiheit in allen Erscheinungsformen ausdrücklich und vollkommen schützt und überhaupt eine nicht in gotteslästerlicher Absicht geschehene Handlung von der Rechtswidrigkeit ausschliesst. 2) Soll eine besondere Strafbestimmung gegen Beschimpfung von Religionsgesellschaften beibehalten werden, so ist ohne Spezialisierung der Objekte der Strafschutz auf alle im Reiche mit Religionsübung zugelassenen Religionsgesellschaften als solche auszudehnen und der Begriff der Beschimpfung selbst dahin ausdrücklich zu beschränken, dass er nur die in roher Form und gemeiner Absicht geschehene Aeusserung umfassen kann· Als Modalität des objektiven Tatbestandes ist neu aufzunehmen, dass die Handlung „in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise“ geschehen war. Durch dieses das entscheidende Staatsinteresse bezeichnende Merkmal bestimmt sich auch die systematische Stellung unter Vergehen gegen den öffentlichen Frieden. Eine privilegierende Bestimmung zugunsten von Religionsdienern, welche sich in Ausübung ihres Berufs einer solchen Beschimpfung schuldig gemacht haben, erscheint nicht gerechtfertigt. Besonderes Interesse erweckt in der Abhandlung auch noch eine statistische Aufstellung. 22 Jahrgänge von 1881 bis 1903 hat der Verfasser untersucht, zunächst um sich eine Ansicht über die Strafmaxima zu bilden. Danach sind im Deutschen Reiche in diesen 22 Jahren 6921 Verurteilungen wegen Religionsvergehen im bisherigen Sinne ,erfolgt, und in diesen 6921 Fällen wurde 22 Male das Strafmass von 2 Jahren errreicht oder überschritten. 158 Male blieb es im Rahmen zwischen 1 und 2 Jahren, 1551 Male zwischen 3 Monaten und ein Jahr. In 5190 Fällen wurde auf Gefängnis bis zu drei Monaten oder nach blossen Tagen erkannt, darunter seit 1890 in 589 Fällen auf Gefängnis von wenigor als 4 Tagen.



Jesuitismus. Auf der letzten Generalkongregation des Ordens der Jesuiten wurde beschlossen die Geschichte des Ordens zu schreiben. Die Arbeit soll nach Nationen geteilt werden und in den Sprachen der betreffenden Völker soll auch die Geschichte geschrieben sein. — An Stelle des verstorbenen Jesuitengenerals P. Martin wurde der deutsche Professor an der gregorianischen Universität zu Rom P. Wernz gewählt. Da die Jesuifen in Deutschland wieder Einzug halten und uns die nächste Zukunft den Kampf mit ihnen bescheeren wird, ist es sicher für unsere Leser wertvoll über die Arbeiten des jetzigen Generals unterrichtet zu sein. Der Reichsbote vom 13. Sept. verhilft uns zu dieser Kenntnis: Das standard work des neuen Generals der Jesuiten ist sein in den Jahren 1898 bis 1901 in 3 Bänden erschienenes „Dekretalenrecht“ (Jus decretalium). Hier lehrt er über die Frage des Verhältnisses von Staat und Kirche, die ja zur eigentlichen Domäne des Jesuitenordens gehört, da die Jesuiten die Papstkirche zum Universalstaat über alle Staaten machen wollen: „Der Staat ist der Kirche indirekt unterworfen. Diese Unterordnung ist nicht nur negativ, so dass der Staat nichts vornehmen darf, was zum Nachteil der Kirche ausschlägt, sondern sie ist positiv, d. h. die staatliche Gewalt hängt von der kirchlichen so ab, dass er auf Verlangen der Kirche mit seiner Tätigkeit zum

Wohl und zum Vorteil der Kirche mitwirken muss.“ Da der Jesuit nur eine Kirche, die Papstkirche, kennt, diese allein als vom Geiste Gottes, alle anderen als vom Geiste des Bösen geleitet ansehen muss, so ist der Staat verpflichtet für den Vorteil der Papstkirche und zum Schaden der anderen christlichen Kirchen zu wirken. An einer anderen Stelle heisst es in dieser Beziehung: „Die Kirche (natürlich die Papstkirche) ist durchaus nicht verpflichtet, die staatsgesetzlichen Vorschriften, die sich auf die sicherheitlichen und sanitären Einrichtungen der Friedhöfe beziehen, zu beobachten. Denn die Kirche ist eine vollkommene, unabhängige Gesellschaft, die den Staatsgesetzen nicht eigentlich unterworfen ist. Sind aber die Staatsgesetze in sich gerecht und geziemend (worüber die Papstkirche mit Unfehlbarkeit oder wenigstens mit absoluter Machtvollkommenheit befindet), so billigt und kanonisiert die Kirche diese Gesetze, um einen Streit zwischen beiden Gewalten zu vermeiden.“

Allein der Papst ist überhaupt der souveräne Herr über die staatlichen Gesetze, denn unser Gewährsmann schreibt: „Obwohl der Papst ausserhalb seines eigenen Territorisums (wenn der Jesuit hier nicht den Vatikan mit seinen 11000 Gemächern meint, so denkt er sich den Papst immer noch als Herrn des Kirchenstaats) bürgerliche Gesetze nicht geben kann, so folgt daraus aber durchaus nicht, dass er bürgerliche Gesetze, die (nach seiner Meinung) dem göttlichen und kanonischen Recht widersprechen, nicht für null und nichtig erklären kann. Mit vollem Recht hat stets die katholische Kirche bürgerliche Gesetze, die dem göttlichen und kanonischen Recht widerstreiten, für null und nichtig erklärt. Duldet die Kirche, dass die Gläubigen gewisse Staatsgesetze beobachten, so sind solche Gesetze keineswegs für die Gläubigen bindend kraft ihrer staatlichen Verpflichtungsgewalt, sondern kraft des Willens der Kirche.“

Ueber die Art und Weise, wie die Papstkirche sich zu den anderen christlichen Kirchen und deren Mitgliedern stellt, äussert sich der Jesuit wie folgt: „Zweifellos betrachtet die katholische Kirche alle Religionsgemeinschaften der Ungläubigen und alle christlichen Sekten als ganz und gar illegitim und jeder Daseinsberechtigung bar. Die giltig getauften Mitglieder der nichtkatholischen christlichen Sekten sind formelle Rebellen gegen die Kirche, wenn sie hartnäckig in ihren Irrtümern verharren. Denn durch die Taufe sind sie der absoluten und immerwährenden Herrschaft der Kirche untertan. Deshalb ist es ein schwerer Irrtum zu glauben, die verschiedenen christlichen Sekten, z. B. die Anglikaner, Lutheraner, Russisch-Orthodoxen usw. seien legitime Teile einer gewissen allgemeinen Kirche und der katholischen Kirche gleichsam als Schwesterkirchen verbunden. Nach dem bisher Mitgeteilten wird man sich nicht wundern, dass der neue Jesuitengeneral dem Staate auch jegliches Erziehungs- und Unterrichtsrecht abspricht. Ebenso wie die Zentrumsredner Dauzenberg und von Heeremann aus den Worten des Herrn: „Gehet hin und lehret alle Völker“, das sich doch nur auf die Lehre des Evangeliums beziehen kann, das alleinige Unterrichts- und Erziehungsrecht der Papstkirche in den Beratungen des Kultusetats während der neunziger Jahre abgeleitet haben, genau so beansprucht auch

der Jesuitengeneral dieses Recht einzig und allein für die römische Kirche, bestreitet die Berechtigung des Staates, den Schulzwang einzuführen, legt ihm aber die Verpflichtung auf, dem Schulzwange der Kirche seine Exekutive zu leihen; er schreibt: „Die katholische Kirche kann aus eigenem, von Gott ihr verliehenem Recht nicht nur den religiösen Unterricht und die religiöse Erziehung der katholischen Jugend in allen Schulen, seien sie öffentlich oder privat, mit wahrer vom Staate unabhängiger Jurisdiktionsgewalt allein leiten, sondern sie beansprucht auch, dass der litterarische und bürgerliche Unterricht ihr insoweit unterworfen sei, als es zur Sicherung der religiösen Erziehung der Jugend notwendig ist. Wie diese Sicherung gegeben sein muss, darüber bestimmt die Kirche allein, daher der Widerstand der polnischen Priesterschaft gegen die Massnahmen der Regierung in Sachen des Religionsunterrichts. Wernz schreibt weiter: „Obwohl die Kirche sich nicht das alleinige Recht zuschreibt, Elementarschulen, Mittelschulen und Universitäten zu gründen und zu leiten für den Unterricht der Laien in den profanen Wissenschaften und Künsten, so beweist sie doch auf Grund rechtmässiger Titel, dass ihr gemäss ihrem Gutdünken zur Errichtung und Leitung auch solcher Schulen ein kumulatives und von der Staatsgewalt unabhängiges Recht zusteht. Endlich wie die Kirche nach eigenem Recht den Besuch gewisser schlechter Schulen verbieten kann (so verbot ja Bischof Korum vor einigen Jahren den Besuch der „schlechten“ staatlichen Mädchenschulen), so kann sie den Gläubigen auch den Besuch der von ihr selbst errichteten Schulen positiv gebieten.“ Die Kirche, aber nicht der Staat, hat also das Monopol der Zwangsschule und an einer anderen Stelle sagt unser Gewährsmann, dass der Staat das Recht und die Pflicht hat, dieses Monopol der Papstkirche mit seinem weltlichen Arm zu unterstützen. Dass die kirchlichen Schulen deswegen dem Staate aber doch nicht unterworfen sind, versteht sich von selbst, wohl aber hat die Papstkirche das Recht der Beaufsichtigung aller staatlichen Schulen bis hinauf zur Universität, denn wir lesen weiter: „Wenn wir erklären, dass der katholischen Kirche auch der literarische und bürgerliche Unterricht der katholischen Jugend unterworfen ist, so wollen wir damit ausdrücken, dass sich diese kirchliche Gewalt auf alle profanen Disziplinen und auf deren Lehrer und Lehrbücher erstreckt, dass von dieser Gewalt auch die Universitäten nicht ausgenommen sind, und dass diese Gewalt begründet ist in den höchsten Grundsätzen für das richtige Verhältnis von Glauben und Vernunft.“ So wenig wie bei den Kirchenbauten ist natürlich auch die Kirche bei den Schulbauten verpflichtet, den bürgerlichen Gesetzen über die Gesundheitspflege, über die Schulbaupläne usw. nachzukommen. Es konnte nicht ausbleiben, dass der Jesuit in seiner Lehre von den Schulen auch dem Protestantismus eins versetzte: „Damit die Elementarschulen Zuwachs erhielten, brauchte die Pseudoreformation durchaus nicht abgewartet zu werden, im Gegenteil, mit ihren falschen Grundsätzen über die kirchliche Gewalt hat sie den Elementarschulen keinen geringen Schaden zugefügt.“ Es folgt noch die Klage darüber, dass den Mönchsorden das Recht, Schulen zu gründen, vielfach beschränkt wird.

„Besonders die religiösen Orden werden von der Kirche nicht nur nicht gehindert, Schulen zu eröffnen, sondern die Päpste, die Bischöfe ermuntern sie zu diesem Werke. Deshalb wird der Kirche, den katholischen Gläubigen, dem Welt- und Ordensklerus eine offene Beleidigung zugefügt, wenn durch gottlose Gesetze, wie z. B. in Frankreich und Deutschland, Kleriker und Ordensleute wenigstens gewisser Orden von den Elementarschulen ferngehalten und nur Laien als taugliche Lehrer zugelassen werden.“ Noch einmal wird dann ein generelles Recht der Beaufsichtigung aller niederen und höheren Schulen für die Papstkirche reklamiert. Sie hat auch die Lehrbücher für die profanen Wissenschaften zu prüfen und kann verlangen, dass schlechte Lehrer entfernt werden. Speziell über die Universitäten heisst es: „Auf den vom Staate errichteten Universitäten fordert die Kirche kraft ihres eigenen und angeborenen Rechts, dass nicht nur die theologischen und kanonischen Fakultäten, nachdem sie den Bestimmungen des kanonischen Rechts entsprechend errichtet sind, der kirchlichen Leitung unterworfen bleiben, sondern dass auch in anderen Faktultäten Dozenten und Professoren katholisch seien und dass ihre Lehren übereinstimmen mit der katholischen Glaubenslehre und den guten Sitten.“ Das ist der neue deutsche Jesuitengeneral, den die „Kölnische Volkszeitung“ seinerzeit im Gegensatze zu seinem Kollegen de Luca für „modern im besten Sinne des Wortes“ ausgab und mit hohen Lobsprüchen bedachte.“ —

Eine hübsche Geschichte vom Aberglauben oder von jesuitischer Arroganz wissen die Zeitungen zu erzählen. An der als Musteranstalt bezeichneten Jesuiten-Universität von St. Louis hat sich folgendes Ereignis zugetragen: Der Jesuit Charoppin, Professor der Naturwissenschaften, reiste als Astronom mit vier protestantischen Astronomen, den Professoren Pritschek, Nipher, Engler und Waller, am 21. November 1888 nach St. Francisco, um dort eine Sonnenfinsternis zu beobachten. Am Tage der letzteren war der Himmel voll Wolken, aber als sich der Jesuit an die Madonna wandte, konnten die Astronomen zwei Minuten die Sonnenfinsternis beobachten, weil die Himmelskönigin die Wolken zerstreute. „Wir haben im Himmel eine Königin,“ so sprach der Jesuit zu seinen Kollegen, „die ihr Protestanten nicht kennt; sie ist allmächtig bei Gott und liebt zärtlich diejenigen, die sie ehren.“ Wir wissen nicht, was die protestantischen Kollegen geantwortet haben; nach der ultramontanen Legende, wie sie in der zu Neapel erscheinenden „Liberta Cattolica“ (Jahrg. 1890, Nr. 197) veröffentlicht wurde, sind sie alle vier katholisch geworden. —

Am 31. Juli feierte der Orden den 350jährigen Todestag von Ignatius von Loyola, des Stifters der Gesellschaft Jesu. —

Katholische Theologie. Die päpstliche Bibelkommission hat eine Reihe von Fragen betreffend die Urheberschaft des Pentateuch durch eine Veröffentlichung zu einem gewissen Abschluss gebracht. Es handelte sich darum festzustellen ob Moses der Urheber alles dessen sein konnte, was sich in dem ihnen zugeschriebenen Büchern findet. Die Uebersetzung der Entscheidung nach dem lateinischen Wortlaut der

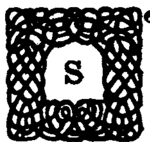
Revue biblique (N. S. III, 349—51 Paris 1906) lautet: „Als der Päpstliche Kommission für die Förderung der biblischen Studien die folgenden Zweifel zur Beantwortung vorgelegt wurden, entschied sie wie folgt: I. Ob die von den Kritikern zur Bekämpfung der Echtheit der heiligen Bücher, die mit dem Namen Pentateuch bezeichnet werden, zusammengebrachten Gründe so gewichtig seien, dass sie unter Hintansetzung der zahlreichen Stellen beider Testamente in ihrer Gesamtheit genommen, der fortlaufenden Uebereinstimmung des jüdischen Volkes, ebenso der beständigen Ueberlieferung der Kirche, sowie innerer Anzeichen, die aus dem Texte selbst eruiert werden, das Recht verleihen, zu behaupten, diese Bücher hätten nicht den Moses zum Urheber, seien vielmehr aus zum grössten Teile nachmosaischen Quellen zusammengearbeitet? Antwort: Nein. II. Ob die Mosaische Echtheit des Pentateuch notwendigerweise eine solche Redaktion des ganzen Werkes erfordere, dass man durchaus festhalten muss, Moses habe alles und jedes mit eigener Hand geschrieben oder seinen Gehilfen diktiert; oder ob auch die Hypothese jener Männer statthaft sei, die annehmen, dass er das von ihm unter dem Einflusse der göttlichen Inspiration konzipierte Werk einem anderen oder mehreren zur Abfassung überlassen habe, so jedoch, dass sie seine Gedanken getreu wiedergaben, nichts gegen seinen Willen schrieben und nichts wegliessen, und dass endlich das auf diese Weise zu stande gekommene Werk von demselben Moses, als dem ersten und inspirierten Urheber, gebilligt und unter seinem Namen veröffentlicht wurde? Antwort: Nein auf den ersten Teil, ja auf den zweiten. III. Ob ohne Präjudiz gegen die Mosaische Echtheit des Pentateuch zugegeben werden könne, dass Moses für die Herstellung seines Werkes Quellen verwendet habe, nämlich geschriebene Dokumente oder mündliche Ueberlieferungen, aus denen er, dem besonderen ihm vorschwebenden Zwecke entsprechend und aus göttlicher Inspiration manches geschöpft habe und dieses wörtlich oder dem Sinne nach, zusammengezogen oder erweitert in sein Werk selber eingefügt habe? Antwort: Ja. IV. Ob unter Wahrung der im wesentlichen Mosaischen Echtheit und Unversehrtheit des Pentateuch eingeräumt werden könne, dass in dem so langen Zeitverlaufe diesen manche Veränderungen betroffen haben, wie Zusätze nach dem Tode des Moses, die entweder von einem inspirierten Schriftsteller hinzugefügt sind, oder die in den Text eingestreute Glossen und Erläuterungen sind, Uebertragung gewisser Wörter und Formen aus dem veralteten Dialekt die jüngere Redeweise, fehlerhafte Lesarten endlich, die dem Versehen der Schreiber zuzuweisen sind, die man nach den Regeln der Kunst der Kritik untersuchen und beurteilen darf? Antwort: Ja, vorbehaltlich der Entscheidung der Kirche. Am 27. Juni des Jahres 1906 aber hat seine Heiligkeit in einer den hochwürdigsten Sekretären gütigst gewährten Audienz die oben genannten Antworten gebilligt und zu veröffentlichen befohlen. Fulcranus G. Vigouroux, P. S. S. Laurentius Janssens, O. S. B. Sekretäre."

Im Gegensatz zu den wenig zustimmenden Commentaren die der Protestantismus und die moderne Bibelkritik dem Erlass widmet, erblickt der katholische Professor der Theologie zu Paderborn Dr. N. Peters in den Entscheidungen einen

gewaltigen Fortschritt nach der Seite der wissenschaftlichen Freiheit für die katholischen Bibelforscher. „Hoffentlich werden diese Entscheidungen die Folge haben, dass das literarkritische Problem der Pentateuchfrage von katholischer Seite jetzt, freilich vorsichtig, aber auch zielbewusst, mehr und eindringlicher untersucht wird, als dies seither geschehen ist. Jedenfalls ist die Gefahr der beliebten Hinüberspielung derartiger Probleme auf das Gebiet einer grösseren oder geringeren Kirchlichkeit mit ihren persönlichen, oft recht einschneidenden Konsequenzen durch unsere Entscheidungen heute recht ferne gerückt. Wie viele Arbeit aber einerseits noch zu tun ist und was durch methodische gründliche Einzelarbeit andererseits noch zu erreichen ist, das zeigen beispielsweise die Untersuchungen über die literarkritische Bedeutung der Gottesnamen durch Paul Vetter [Theologische Quartalschrift 1903], die, obgleich dieser Punkt für die ganze Pentateuchfrage so wichtig ist und obschon von ihm historisch die ganze Entwicklung der Frage ausgegangen ist, doch erst den soliden, bleibenden Unterbau für die Pentateuchfrage nach dieser Seite geschaffen haben. Nicht Quietismus und unfruchtbares Klagen, sondern energische, gesundkritische Arbeit, das ist der einzige Weg, die Gefahren und Schädigungen der Kritik des Rationalismus zu überwinden. „Die Kritik kann nicht damit bekämpft werden, dass man ihre Berechtigung tatsächlich leugnet, sondern nur damit, dass man ihr recht gibt, wo sie recht hat, aber ihre Schwächen, Fehlgriffe und falschen Folgerungen aufdeckt.“ (Anton von Scholz.) —

Eines der berühmtesten Sanktuarien der Welt, die Casa Santa zu Loreto bei Recanati ist in Gefahr ihre Autorität zu verlieren. Das Heiligtum besteht in dem Hause, in dem Christus geboren, und welches vom Engel aus Nazareth entführt zuerst an die albanische Küste und dann nach Loreto versetzt sein soll. Die Päpste haben diesen Aberglauben gutgeheissen und ein Fest der „Translatio Almae Domus Lauretanae“ ins Brevier und Missale aufgenommen. Nun kommt der französische Kanoniker Ulisse Chevalier und weisst in einer umfangreichen Schrift nach, dass diese Legende durchaus den Tatsachen widerspricht. Seine Argumente gegen die Echtheit der Casa Santa sind: 1. Das seinerzeit in Nazareth als Haus der Maria verehrte Gebäude war schon vor 1291 zerstört. 2. Von einer Ueberführung des Hauses ist in Nazareth und im ganzen Orient nichts bekannt gewesen, und die Erzählung dieses Wunders ist erst im 16. Jahrhundert aus dem westlichen Europa nach dem Orient gelangt. 3. Schon vor der angeblichen Ueberführung bestand in Loreto eine Marienkirche. 4. Vor 1472 findet sich weder in Loreto noch sonstwo irgendeine Erklärung dieses Wunders. 5. Die Päpste selbst, mit Ausnahme vielleicht von Pius dem Neunten, waren sehr vorsichtig in ihren Urteilen über dies Wunder, und die erste Bulle, die der Ueberführung der Casa Santa Erwähnung tut, wurde im Jahre 1507 erlassen, die Einschreibung ins Martyrologium fand erst 1669 statt. Chevalier ist daher der Ansicht, dass der Ursprung der Legende zu suchen ist „in der mehr oder minder bewussten Wundersucht, die mit der Zeit in der Volksphantasie Tatsachen, die ursprünglich und in Wirklichkeit ganz natürlich waren, in Wunder

umwandelte.“ Das Werk Chevaliers hat das bischöfliche Imprimatur nach vielen Schwierigkeiten erhalten mit dem Hinweis, dass es für Gelehrte bestimmt und empfehlenswert sei, worin ausgedrückt ist, dass diese Dinge nichts für die Masse des Volkes seien.



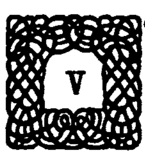
Sektenwesen. In London halten sich zurzeit vier Vertreter der alten Religionsgemeinschaft der Samaritaner auf, von der noch ungefähr zweihundert Anhänger existieren, und die ihren Glauben als die einzig wahre hebräische Religion bezeichnen. Die vier Priester, die nach London gekommen sind, erinnern in ihrer äusseren Erscheinung und Haltung wie ihren Namen an die Patriarchen des alten Testaments: sie heissen Isaak Ben Amram ha-Cohen ha-Levi, Safik Ben Jakob ha-Cohen ha-Levi, Nage Ben Khader ha-Kohen ha-Levi und Silabi Ben Jakob Salabi. Die vier Männer sind aussergewöhnlich hoch gewachsene, hagere Gestalten und in ihrem Benehmen schweigsam und würdig. Sie sind in priesterliche Gewänder gekleidet und führen Bücher und Schriften von grossem Werte mit sich. Darunter ist eine Rolle, die seit ungezählten Jahrhunderten in ihrer Synagoge benutzt wird, uralte Gebetbücher und eine vergilbte Zeittafel, in der von ihren verstorbenen Hohenpriestern berichtet wird. Die Samaritaner sind nach England gekommen. um für ihren von den Türken verfolgten und mit Abgaben überbürdeten Stamm Unterstützung und Hilfe zu finden. Der Bischof von Jerusalem hat ihnen einen Brief an den Bischof von London mitgegeben, und König Eduard wird ihnen vielleicht eine Audienz gewähren. Die Samaritaner sprechen nur arabisch und eine alte Form des Hebräischen; sie glauben nur an die fünf Bücher Mose und betrachten die anderen Juden als Schismatiker. — (Berl. Tagebl.)

Ueber die sogenannte „mariavitische Vereinigung“ macht Dr. Kurt Riezler in einem Artikel über „Die russische Revolution und das Religiöse“ im „Tag“ vom 27. 8. 06 (illustrierte Ausgabe) folgende interessante Mitteilungen: „Die Mariaviten sind die Anhänger eines neuen Erlösers, der in einer gewissen Dame Namens Felizitas Kozlowska erstanden ist. Diese Kozlowska ist die Frau des Heilands Jesus Christus, und ihre Gläubigen sind die Mariaviten. Frau Jesus-Kozlowska wohnt in Warschau und Lublin, reist von Ort zu Ort, und ihre Gemeinde nimmt stets zu. Die Mariaviten sind in erster Linie natürlich auf dem Lande zu suchen — aber auch in Lodz zählt man über 20000 Mariaviten. Auf dem Lande sind weite Striche ganz und gar, andere zu zwei Dritteln mariavitisch. Der Pfarrer eines kleinen Dorfes, etwa 100 Werst von Warschau entfernt, erzählte mir, er habe eine bischöfliche Belobigung erhalten, weil seine kleine Gemeinde, während ringsum alles mitsamt ihren Priestern mariavitisch geworden war, unter seiner Obhut trotz der Feindseligkeiten und Belästigungen der ringsum wohnenden Anhänger der Frau Jesus dem katholischen Glauben treu blieb. Wie gesagt, traten vielerorts die Priester zum neuen Glauben mit über, an anderen Stellen, wo sie dem Willen der Ueberzahl ihrer Gemeinde Widerstand zu leisten versuchten, hat man sie einfach ermordet. In einem Dorfe, das zu zwei Dritteln Mariaviten, zu einem Drittel Katholiken zählte, kam es zu erbitterten

Kämpfen. Die Mariaviten leiteten aus ihrer Ueberlegenheit für sich das Besitzrecht der Dorfkirche ab, vertrieben die Katholiken während des Gottesdienstes und feierten ihre eigenen Messen. Die erbitterten Katholiken entschlossen sich zu tatkräftiger Gegenwehr. Man formierte aus 100 Ackergäulen, die Bauernburschen, mit Hacken und Sensen bewaffnet und durch weisse Schärpen gekennzeichnet, bestiegen, eine Reiterei und rückte, die Reiterei voran, die übrigen als Fussvolk hinterdrein, gegen die von den Mariaviten besetzte Kirche vor. Die Mariaviten zwar in der Ueberzahl, aber weniger furchtbar bewaffnet, wussten kein anderes Mittel, als den alten Mörser, der an Christi Himmelfahrt zu dröhnen pflegte, doppelt zu laden und mit Steinen zu füllen. Als nun die furchtbare Reiterei der Katholischen sich eben zur Attacke in Trab setzte, zerkrachte der also verstopfte Mörser unter entsetzlichem Getöse. Und wie weiland die Elefanten Hannibals in der Schlacht von Zama, geriet die Reiterei in Verwirrung, die erschreckten Gäule gingen durch und rissen die nachrückenden Fusstruppen in wilder Flucht mit sich fort, so dass die verfolgenden Mariaviten leichtes Spiel hatten und den Sieg errangen. Solche Kämpfe spielten sich nicht nur an dieser Stelle ab. Bis jetzt ist die Anhängerschaft der Kozlowska in stetigem Zunehmen begriffen. Es ist trotz der grossartigen Macht, über die die katholische Kirche in ihrer zentralen Organisation verfügt, zweifelhaft, ob die neueste Enzyklika des Papstes, die die Vereinigung der Mariaviten für aufgehoben und verdammt erklärt, viel nutzen wird.“ —

„Ueber seltsame neue Sekten berichtet die Berliner Morgenpost vom 28.8.06: „Die Sekten der heiligen Wälzer“ und der „Kniebeuger“ sind die neuesten Formen religiöser Gemeinschaft in dem an seltsamen Kulten schon so reichen Amerika. Die „heiligen Wälzer“ bestehen seit etwa sechs Jahren im westlichen Teile des Staates New York, an den Ufern des Canandaiqua-Sees. Ihr Hauptglaubensatz ist die Hölle, und zwar eine höchst realistisch ausgemalte Hölle mit allen Schrecken mittelalterlicher Bilder, mit kochendem Schwefel und einem Flammenmeer, in dem der Körper des Verdammten nie verzehrt, aber unerhörten Folterqualen unterworfen wird. Die Häupter dieser Sekte sind Mrs. Mary Intyre, Miss Emma Chase, Professor N. L. Eastman und Iames Woodworth aus Syracuse im Staate New York. In diese Hölle kommt jeder, der den Glauben nicht annimmt . . . . Die Wiedergeburt wird auf verschiedene Art bewirkt; die Behandlung umfasst Gebet, Bäder, Bekleidung und Taufe durch Untertauchen. Wenn dadurch die Seele des Sünders noch nicht gereinigt ist, so beginnt das „heilige Wälzen“. Der Sünder legt sich an dem einen Ende des Gebäudes auf den Boden und wälzt sich so lange hin und her, bis alle Anwesenden überzeugt sind, dass der Teufel herausgewälzt ist. Manchmal dauert die Zeremonie eine Viertelstunde, aber wenn es sich um einen zähen Sünder handelt, kann sie vier bis fünf Stunden erfordern; die knienden Zuschauer können nach Gutdünken Fragen stellen, und der Wälzende muss befriedigende Antworten geben, ehe er aufstehen darf. Die während seines Lebens begangenen Sünden muss er im einzelnen beichten, dabei muss er die innersten Geheimnisse seiner Seele offenbaren.

Die heiligen Wälzer haben im Zentrum und Westen des Staates New York mit Erfolg gearbeitet, einige kleine Gemeinden befinden sich in einem Zustand religiöser Erregung, wie er sich vor Beginn des Mormonismus zeigte. Vielleicht noch merkwürdiger ist aber die Begründung der Sekte der Kniebeuger, einer kleinen Gemeinde am Ostufer des Seneca-Sees, von der die New-Yorker Tribune berichtet: Vor fünf Jahren behauptete ein schwedischer Farmer namens Burson, dass er Visionen gehabt hätte. Er wollte nicht weiter arbeiten und verbrachte seine Zeit meist auf einer Bergkuppe in der Nähe des Sees. Er kniete ständig und antwortete auf alle Fragen, Jehovah hätte ihm befohlen, den Rest seines Lebens in dieser unbequemen Stellung zu verbringen. Bald danach begann er zu predigen. Allmählich wurden seine Verwandten von der Aufrichtigkeit seiner Predigten überzeugt und traten für die seltsame Religion ein. Die ganze Familie lebte bald auf den Knien. Jetzt beträgt die Zahl der Anhänger über 200. Die Kniebeuger leugnen das Verhandensein der Strafe in der anderen Welt und behaupten, die Hölle kommt auf Erden in Form grossen Leides über die Missetäter. Sie beten zur Natur, der alle Veränderungen in den Elementen und alle Unfälle, die durch Feuer, Wind und Wasser verursacht werden, zugeschrieben werden. Der erste Grundsatz dieser seltsamen Sekte ist Kommunismus. Die Felder werden gemeinsam bestellt, und alles Jäten, Pflanzen und Hacken wird kniend ausgeführt. Kniebeugegottesdienste werden fünfmal täglich auf der Bergkuppe abgehalten, auf der Burson „inspiriert" wurde, und dabei wenden sie die Gesichter der Sonne zu. Jede Woche findet eine Wiederbelebungsversammlung statt, und so lächerlich ihr Gebaren den Ungläubigen auch erscheinen mag, fast stets werden der Sekte neue Bekehrte zugeführt."



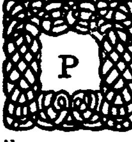
orzüge der Steinbauten werden im Gegensatz zu der Begeisterung für Eisenkonstruktion in der neueren Architektur immer mehr in den Vordergrund gerückt. Ein Verfechter des „deutschen Steinbaus" Baumeister H. Grunwald, Köln schreibt zu diesem Thema: „In Geldeswert unberechenbar, materiell unschätzbar sind, abgesehen von deren dauerndem Einflusse auf den Gebäudewert, die gesundheitlichen Vorzüge solcher Bauten. Diese Vorzüge bestehen: 1. in einem vollkommeneren Schutze, welchen die rationell gewölbten Hochbauten, im Vergleich zu anderen Hochbauten, gegen alle die stetig wechselnden Veränderungen im Luftkreise unserer Erde gewähren, 2. in reichlicher Sonnenlichtzufuhr und in ausreichendem, organisch entwickeltem, mit der Heizung verbundenem, frischem, reinem Luftwechsel, unserer Lebensspeise zur Unterstützung der Lungen-, Blut- und Hautventilation, 3. in einer tunlichst ausgedehnten Vermeidung solcher Baustoffe, welche Verseuchungen, giftige Ausstrahlungen, krankheitserregende Keime ermöglichen oder befördern. Die Heilkunde belehrt uns, dass die Berührung des Körpers, zufolge seiner elektro-magnetischen Natur, mit erwärmten Steinen ebenso erfrischend, belebend, verjüngend und heilwirkend ist, wie die Berührung mit der Erde, der Erdkraft, weil dadurch die magnetischen und elektrischen Strahlungen den Körper besser durchfluten können, als wenn ein Isolator

oder mindestens ein schlechtleitendes Medium, wie z. B. Holzfussboden, eingeschaltet ist, welcher ausserdem, infolge seines in der Auflösung begriffenen Zustandes, Energie und Lebenskraft entzieht. Im Stein steigt das Leben empor, im Holz fällt es herab, gleichwie in den Früchten das Leben keimt, im Fleische aber der Tod steckt." „Der deutsche Steinbau leitet zurück zur Natur und führt vorwärts zum Geiste, zur Geistesfreiheit, und zur Geistesbildung." — Ausführlicheres darüber enthalten die Werke und Schriften des Verfassers: „Deutscher Steinbau" und „Wohnungskultur", Verlag von Rohm, Lorch i. Württbg.

Studien unter den Cora-Indianern. Wie wir zu den religiösen Gesängen der uns so interessanten Cora-Indianer gekommen sind, beschreibt Herr K. Th. Preuss im Globus (90,5). Diese Indianer sind ausserordentlich verschwiegen und halten in heiliger Ehrfurcht, ihre Gebräuche, die alte Weisheit, alte Lehren unangetastet bergen und nur äusserlich verbrämt sind mit christlichem Flitter, vor den Weissen geheim, eine gewiss durchaus unanfechtbare Handlung, die man ehren müsste. Preuss dagegen berichtet, wie er einen Sänger endlich bewogen hat ihm den Text der Gesänge des heiligen Tanzes zu diktieren und fährt dann fort: Viel Gutes leistete dabei mein Phonograph. Nachdem mit Hilfe von viel Whisky die erste „Scham" überwunden war, sang mein Sänger unermüdlich wie beim Mitote bis zum Morgen die ersten 10 Gesänge auf 20 Tuben des Phonographen. Und am nächsten Tage fand sich ein anderer aus Jesus Maria ein, den ich auf demselben Wege vermochte, sämtliche Anfänge der 22 allgemeinen Mitotegesänge von Jesus Maria dem Phonographen anzuvertrauen." Dem Herrn Forscher scheint es gar nicht in den Sinn gekommen zu sein, dass er sich eine ganz eigene Art von Achtung bei seinen Landsleuten erwirbt, wenn er uns diese unter dem Druck des Wisky erpressten religiösen Gesänge auftischen wird. Merkwürdig ist es, dass der Globus kein Wort der Empörung über eine solche Handlung findet, zumal Herr Preuss im Auftrag der preussischen Regierung reist. Wie weit das moralische Gewissen unserer Reisenden entwickelt ist, zeigt uns die Fortsetzung des Berichtes, in dem Preuss das Verschwinden des Sängers, eines reichen Indianers bedauert; er war in seine zwei Tagereisen entfernte Heimat zurückgekehrt, nachdem er seinen Rausch einen Tag lang ausgeschlafen hatte. Wie zuverlässig mögen da die Gesänge gesungen worden sein! Trotzdem stellt Preuss in Aussicht in 5—6 Monaten alles Wesentliche in authentischer Form (d. h. von betrunken gemachten Indianern) erfahren zu haben, und dass er ein Volk in die Wissenschaft einführen werde, dessen ausgedehnte Originalliteratur kaum ihresgleichen unter den primitiven Stammen der Welt hat." Sollte es wirklich nicht möglich sein, für uns Wertvolles auf einem eines Kulturmenschen würdigeren Wege zu erfahren als auf dem des Herrn Preuss? Hat das Verschwinden eines grossen Teiles wertvoller Manuskripte in Indien uns garnichts gelehrt? Und ist es nicht einer Wissenschaft würdiger, ihre Bestandteile und Arbeitsobjekte in einer Weise sich zu verschaffen, die ihren angenommenen Edelsinn beweist?

Sven Hedin und Annie Besant. In Briefen an seine Angehörigen berichtet Sven Hedin, der bereits wieder auf Lhassa zuwandert, von einem Zusammentreffen mit Annie Besant in Srinagar. Er hielt sich dort incognito auf, um den überströmenden Liebenswürdigkeiten der Inder zu entgehen. „Nur ein Gast", schreibt er, „hat mich angetroffen, einer, aber ein Löwe — oder richtiger eine Löwin — Annie Besant. Sie sass einmal am Tische des Vizekönigs neben mir, doch da war sie so sehr in Anspruch genommen von einem Gespräch mit dem Hausherrn — und ich noch mehr von einem Gespräch mit einer Dame, — dass wir nicht zehn Worte wechselten. Nun suchte sie mich statt dessen hier auf, und wir haben manche interessante Unterhaltung geführt. Sie ist eine ältere Dame mit durchdringendem Blick, einem tiefen Ernst in ihrem ganzen Auftreten und von einer glänzenden Beredsamkeit. Vorgestern hielt sie im Garten des Maharadja einen Vortrag, das Glänzendste und Fesselndste, was ich je gehört habe, ein Vergleich zwischen den Grundwahrheiten der grossen, dominierenden Religionen und ein glücklicher Versuch, sie zu versöhnen. Es ist merkwürdig, die tiefe und ungekünstelte Ehrfurcht zu sehen, die ihr von den Hindus erwiesen wird."

Lloyd-Library. In Cincinnati haben vor einigen Jahren die Brüder Professor John Uri Lloyd, der Verfasser von Etidorhpa und Curtis Gates Lloyd eine Bibliothek botanischer, pharmakologischer, medizinischer und dazu gehöriger Wissenschaften ins Leben gerufen, die berufen scheint ein Sammelpunkt auserwählter Wissenschaft zu werden. Die Bibliothek besitzt unter anderem auch die grösste mykologische (Pilz-) Sammlung der Erde. Jetzt hat der verstorbene Generalarzt der Bengalischen Armee in Indien Dr. James Pattison Walker dem Institut 30000 Dollars vermacht, welche insonderheit verwendet werden sollen zum Studium der Arzeneiwirkungen und zu klinischen Arbeiten. Auch seine Bibliothek, die viele Seltenheiten und interessante orientalische Werke enthält, ist der Lloydbibliothek zugefallen und wird gegenwärtig dort aufgestellt.



Papius! — Anschliessend an unsere Notiz über die Zauberei am Zarenhofe (N. M. R. XII, 6, Seite 247—250) können wir heute mitteilen, dass der zum Nachfolger des Spiritualisten Philipp als Berater des Zaren erwählte Papius (der, wie wir unten sehen werden, nicht identisch ist mit Papus,) entlassen worden ist. Man hat ihn ausser mit reichlichen Geschenken durch die Summe von 50000 Fr. für achtzehn Sitzungen entschädigt. Ueber die Ursache der Entlassung berichten mehrere Tageszeitungen, denen wir die Verantwortung für die Mitteilungen überlassen müssen. Danach soll „Zar Nikolaus II., in Mr. Papius nicht den gewünschten Ersatz für seinen kürzlich verstorbenen Hofspiritisten Mr. Philipp finden können; auch soll sich Mr. Papius bei der letzten vor einigen Wochen in Neu-Peterhof im Beisein des Zaren stattgehabten Sitzung derart eigenartig benommen haben dass die anwesenden Personen aus der nächsten Umgebung des Zaren ausser sich waren und eine vorzeitige Unterbrechung der Sitzung herbeiführten, um

dann sofort zu veranlassen, dass dem Hofspiritisten ein Laufpass ausgestellt werde. Die liberalen Hofbeamten nehmen dagegen Mr. Papius in Schutz und versichern, dass seine spiritistischen Prophezeiungen im allgemeinen grossen Anklang fanden, so dass Mr. Papius schon eine glänzende Zukunft winkte. Aber das ungemein strenge Regime des Palastkommandanten Trepow, besonders seit der Neuorganisation der Bewachung des Zaren, war für Mr. Papius unerträglich. Denn nach den am Zarenhof geltenden Bestimmungen soll der jeweilige Hofspiritist zumeist inkognito in der nächsten Nähe des Zaren weilen und der Palastkommandant die Aufgabe haben, dafür zu sorgen, dass die Tätigkeit des Hofspiritisten und sein Verkehr mit dem Zaren selbst vor den Hofbeamten geheim gehalten wird. General Trepow dürfte nun seine Aufgabe etwas übertrieben haben, denn er ordnete an, dass der an und für sich scharf überwachte Mr. Papius nicht nur die ihm zugewiesenen Gemächer nicht verlassen, sondern auch mit niemandem verkehren durfte. Auf Mr. Papius übte dieses „Regime“ eine derartige Wirkung aus, dass einer der Hofärzte bei ihm eine gefährliche Nervenerkrankung konstatieren musste. Mit der Erstarkung der russischen Regierung ist auch der Hofspiritist am Zarenhofe überflüssig geworden.“

Diesen Mitteilungen schliessen wir eine Notiz des Rhein. Kurier an, der über die Mystifikation unseres verehrten Dr. med. G. Encausse (Papus) berichtet. Man hatte sich, um diesen bedeutenden Occultisten zu diskreditieren, bemüht ihn mit dem Medium Papius des Zaren zu identifizieren, und die Zeitungen verkündeten eines Tages Papius sei am Zarenhofe verrückt geworden. Zu gleicher Zeit fand in Paris in der Volkshochschule ein Vortrag statt, in dem Papus als Vortragender bewies, dass er nicht in Petersburg weile uud nicht verrückt sei. Er sprach über die Geheimnisse des Himmels und die Legende von der Materialisierung der Seele. Zu einem Mitarbeiter des „Petit Parisien“ äusserte er „Die telegraphischen Nachrichten „sind von gewissen Leuten erfunden worden, um den Glauben zu erwecken, dass der Zar ein Schwachkopf sei, dem die von Tag zu Tag mehr anschwellende revolutionäre Bewegung den Verstand geraubt habe, und der sich in seiner Not an die Geister wende, um ihren Rat einzuholen. Ich soll ihm dabei als Medium dienen! Wenn es nicht so dumm wäre, könnte man darüber lachen. Ich habe im Zarenreich niemals und in Peterhof weniger als irgendwo anders „mediumistische“ Experimente gemacht, aus dem einfachen Grunde, weil ich noch niemals dort gewesen bin. Ich war zweimal in Petersburg. Im Laufe des ersten Besuches, 1899, war ich einen Monat lang Gast des Grossfürsten Nikolaus Nikolajewitsch, der sich sehr für psychische Studien interessierte. Der zweite Besuch fand Ende 1900 statt. Ich blieb zwei Monate in der russischen Hauptstadt und wohnte auch diesmal im Palast des Grossfürsten. Ich erinnere mich nicht, jemals spiritistische Sitzungen veranstaltet zu haben. Die Rolle, die man mir jetzt zuschreibt, hat vielleicht der verstorbene Philippe beim Kaiser gespielt. Er ist mein Lehrer und mein Freund gewesen, und ich erfuhr während meines Aufenthaltes in Petersburg, dass er beim Kaiser „persona grata“ war. Philippe war nicht reich, aber wohlhabend. Da er un-

abhängig bleiben wollte, nahm er von keinem Menschen, auch nicht von den Grossen der Erde, etwas an. Er wies alles, was der Zar ihm anbot — Orden, Aemter, Geld — rundweg zurück. Eine solche Selbstlosigkeit hatte Nikolaus II. noch niemals kennen gelernt, und Philippe, mit dem er oft zusammen war, stieg von Tag zu Tag in seiner Achtung, zumal, da er von dem, was er sah und hörte, auch nicht ein Wort verriet. Dadurch machte sich Philippe aber bei gewissen Leuten verdächtig, und mit ihm alle, die häufiger mit ihm verkehrten. Da ich auch zu seinen Freunden gehörte, machte man auf uns beide die Geheimpolizei aufmerksam, und da sie, die alles wissen muss, aus uns und über uns nichts Interessantes herausbrachte, kam man auf den Gedanken, dass wir Geisterseher sein müssten, die Tote aus den Gräbern riefen und auf den Geist des Zaren einen bösen Einfluss ausübten. Als Philippe gestorben war, erbte ich seinen schlechten Ruf. Ein Petersburger Blatt behauptete sogar, dass ich als kaiserlicher Hofzauberer stets rot gekleidet sei und in einem Flügel des Palastes ein Zimmer bewohnte, dass ich niemals verlassen dürfe. In diesem Zimmer, so raunte man sich in die Ohren, mischte ich geheimnisvolle Zaubertränkchen; ferner sollte ich dort das Tischrücken betreiben und die Geister Katharinas II. und Peters des Grossen zitieren um den Zaren zu melden, was seine Vorfahren von ihm hielten. Es ist höchst bedauerlich, dass es in Petersburg Leute gibt, die das alles wirklich glauben, und diese Leute sind nicht in den niederen Volkskreisen zu suchen. So werde ich wahrscheinlich später für irgend einen Hofhistoriographen eine „Graue Eminenz" werden, die auf den Gang der Ereignisse in dem modernen Russland einen grossen Einfluss hatte. Obwohl ich, wie gesagt, seit 1900 nicht in Petersburg war, schicken mir die russischen Revolutionäre fortwährend Drohbriefe, unter dem Vorwande, dass ich ihre Pläne durchkreuzte."

Der verlorene Abbé. Unweit von Etampes [Frankreich] liegt das Dorf Chatenay, aus dem der 34jährige Geistliche Abbé Josef Alfred Delarue vor kurzem verschwand. Man vermutete, dass er auf einer Radfahrt überfallen worden, ermordet und sein Leichnahm beseitigt sei. Die Aufhellung des Verbrechens haben sich die beiden Zeitungen „Matin" und „Journal" angelegen sein lassen, ohne jedoch der Sache auf den Grund zu kommen. Uns interessiert dabei nur, dass bei der Auffindung der Leiche, die übrigens bis heute noch nicht bewerkstelligt ist, transzendentale Fähigkeiten in Aktion treten, allerdings in einer wenig Erfolg versprechenden Weise. Ein „Professor Devah aus Madras", mit seinem wahren Namen Josef Diaz, hatte sich erboten mit seinen psychometrischen Fähigkeiten die Sache aufzuklären. In der Tat hat er das stehengebliebene Zwei-Rad des Abbé im Walde auf diese Weise gefunden. Nach den Berichten der Tageszeitungen ist es jedoch verständlich, dass ihm nichts weiter gelang, da er beständig von einer grossen Zahl von Dorfleuten und Journalisten begleitet wurde, die aller Wahrscheinlichkeit nach ihm das Auffinden der feinern psychischen Influenzen unmöglich machten.

Bald darauf versuchte ein wirklicher Inder, Ramana mit Namen, mit Hilfe der Astrologie seine Kräfte an demselben Falle, doch blieb auch er erfolglos . . .

Nachschrift. — Soeben trifft die Nachricht ein, dass der verlorene Abbé mit einer Volksschullehrerin nach Belgien geflohen ist, um dort den Bund der Ehe mit ihr einzugehen. Er hatte sein Rad in der Tat versteckt stehen lassen, um die Suchenden auf eine falsche Fährte zu lenken. Jedenfalls hat Josef Diaz mit seinen psychometrischen Fähigkeiten ganz gut gearbeitet.

Allerlei. Die Anhänger der Mrs. Eddy und ihrer Christian Science haben in Boston für zwei Millonen Dollars ein Gotteshaus nach dem Muster von St. Peter in Rom errichtet.

— Theosophischer Kongress. Der IV. Allgemeine theosophische Kongress tagte vom 4. bis 6. August in Nürnberg. Aus den verschiedenen Teilen Deutschlands sowie aus Oesterreich, Italien, Holland und Amerika waren Vertreter der theosephischen Verbrüderungsbewegung erschienen, um ihre geistige Zusammengehörigkeit zum Ausdruck zu bringen. Den natürlichen Mittelpunkt des Kongresses bildete der bekannte Pionier der theosophischen Bestrebungen Herr Dr. Fr. Hartmann aus Florenz, dessen öffentlicher Vortrag über „Die drei Zwecke der Theosophischen Gesellschaft" ebenso wie die Vorträge der Herren Herm. Rudolph und A. Hartmann-Leipzig, Jaskowski-Danzig, Gorsemann-Bremen, Funke-Essen und Frau E. Helling-Nürnberg im grossen Saale des Evangelischen Vereinshauses mit grossem Interresse aufgenommen wurde. Der nächste Allgemeine Kongress wird im Jahre 1908 in Wiesbaden stattfinden. -

—Wilhelm Boelsche ist aus der Landeskirche ausgetreten und begründet seinen Austritt in der „Deutschen Kultur" mit den Worten: „Die Abkehr von der Kirche aus religiösen Gründen, aus religiösem Tiefenbedürfnis: das ist nicht mehr ein Kampf, es ist eine einfache, schlichte Handlung neu keimenden Lebens, das nicht mehr fragt, nicht mehr hadert, sondern handelt. Das religiöse Tiefenleben ist ein Produkt weder unserer Ueberlegung, noch unserer Wünsche. Es ist ein Naturstrom, der uns durchrauscht, und der sich durch die Zeiten sein Bett gräbt, wie er will. Lange Zeit ist er quer durch die Kirche geflossen. Dieses Bett ist versandet. So gräbt er sich ein neues ausserhalb." —

Zum Kapitel des Jordanwassers geht uns die Nachricht zu, dass Oberst Clifford Nadaud aus Covington (in Kentucky) in Konstantinopel eine Gesellschaft zur Ausbeutung des Jordanwassers gebildet hat. (Intern. River Jordan Water Co.) Das Wasser soll in grossen Fässern nach Amerika geschafft werden. Die türkische Regierung gab dem Clifford das Alleinrecht für den Verkauf des Wassers. —

Der Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus, mit dem Sitz in Berlin, steht unter der Leitung des Senatspräsidenten Dr. von Strauss und Torney (W. Bayreuther Str. 40) und bezweckt a) die Verbindung aller erzieherisch, sozial und sanitär wirkenden Vereine und Körperschaften, welche die Bekämpfung des Alkoholismus als Haupt- und Nebenzweck ihrer Arbeit anerkennen; b) gemeinsames Vorgehen zur Aufklärung der Kinder der Volksmassen, zur Errichtung

alkoholfreier Wirtshäuser, zur Abschaffung des Trinkzwanges und zur Herbeiführung gesetzlicher Massnahmen auf dem gesamten Gebiete des Alkoholismus. —

— John Henry Mackay erlässt folgenden Aufruf: „In diesem Jahre, an dessen 25. Oktober vor hundert Jahren Johann Kaspar Schmidt — unsterblich als Max Stirner und Schöpfer des Werkes: „Der Einzige und sein Eigentum" — geboren wurde, tritt erneut der Wunsch seiner Bewunderer an mich heran, wie sein Sterbehaus und sein Grab, so auch endlich sein Geburtshaus in Bayreuth mit einer Gedenktafel bezeichnet zu sehen. Als letztes, was ich für das Andenken Stirners zu tun imstande bin, erfülle ich diesen Wunsch und fordere hierdurch alle, die sich ihm anschliessen wollen, auf, einen kleinen Beitrag an Herrn Verlagsbuchhändler Richard Schuster, den Inhaber der Firma Schuster und Löffler, Berlin W., Bülowstrasse 107, der sich als Verleger meiner Biographie Stirners zur Empfangnahme bereit erklärt hat, zu senden. Einen kleinen Beitrag — denn es handelt sich nicht um die Aufbringung einer nennenswerten Summe. Die Kosten der vor vierzehn Jahren erfolgten Anbringung einer Gedenktafel an Stirners Sterbehaus, Berlin NW., Philippstrasse 19. betrugen weniger als 200 Mark. Mit einer gleichen Summe wird sich dieser neue Wunsch ermöglichen lassen. Sie könnte leicht und allein durch die Mitwirkung der mir bekannten Freunde Stirners aufgebracht werden, doch möchte ich keinem seiner heute so zahlreichen Verehrer die Möglichkeit der Beteiligung an dieser letzten äusserlichen Ehrung nehmen. Jeder der Beteiligten wird nach Fertigstellung der Arbeit einen genauen Bericht von mir erhalten." —

— In Paris ist seit einigen Wochen ein Naturapostel Meva an der Arbeit für seine Ideen einer naturgemässen Lebensweise Propaganda zu machen. Er trägt nach der Schilderung der Stett. Neuest. Nachr. eine lange weisse Mönchskutte, geht barhäuptig und barfüssig und trägt langblonde Haare, wallenden blonden Bart und in Händen einen langen dünnen Apostelstab. Er ist Vegetarianer, isst von Gekochtem nur Kartoffeln und Kohl, sonst alles roh. Da er aus sehr guter holländischer Familie stammt und ausgezeichnete Zeugnisse vorweisen kann, ist die Polizei, die die Menschenaufläufe, welche sein Erscheinen hervorruft, nicht anders als durch vorläufige Verhaftungen zu unterdrücken weiss, ihm gegenüber machtlos. Aus dem Verkauf einer Broschüre, in der er seine Ideen entwickelt, nimmt er täglich fast 30 Franken ein, die er zur Gründung eines Erziehungsinstituts verwenden möchte, in denen die Kinder nach seinem System zu Naturmenschen erzogen werden sollen. Das soll die glückliche neue Generation werden, die rein bleibt vom Mord. Er selbst betrachtet sich noch als teilweise unrein. Denn da die Erneuerung des menschlichen Körpers im Zeitraum von sieben Jahren erfolgt, so wird er seine volle Reinheit in zwei Jahren haben. Fünf Jahre nämlich dauert bisher sein praktisches Apostelamt.

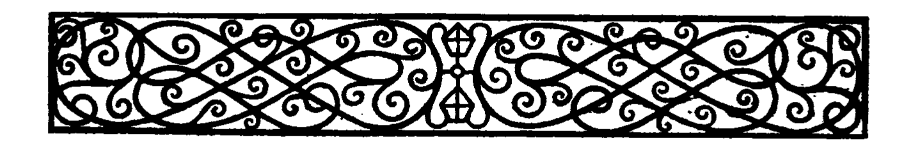
— Die preussische Akademie der Wissenschaften hat folgende Preisaufgabe gestellt: Es sollen die Typen und Symbole der altorientalischen Kunst kritisch untersucht und ihre Verbreitung in Vorderasien und im Bereich der mykenischen

und phönikischen Kunst verfolgt werden. Der Preis beträgt 5000 Mk: Einlieferungsfrist bis zum 31. Dez. 1908. —

Baronin Helene von Schewitsch teilt uns mit, dass ihre drei Reinkarnationsphantasien, von denen zwei in der Rundschau von uns bereits veröffentlicht wurden und deren dritte im XIV. Bande zum Abdruck kommt, soeben in englischer Uebersetzung in London erscheinen.

Flinten im Mahabharata. — Professor Gustav Oppert weist gegentlich einer Polemik mit dem englischen Chemiker Oskar Guttmann (Mitt, z. Gesch. d. Med. u. Naturwissenschaft 1905) daraufhin, dass wir Indien als das Entdeckungsland des Schiesspulvers und der Schusswaffen zu betrachten hätten. Nachrichten über indische Feuerwaffen findet man schon im 12. Jahrhundert in indischen und arabischen Texten. O. stützt sich dabei auf Stellen der Sukraniti, die er für verlässlich hält. Daselbst findet man Beschreibungen von Schiessgewehren und Angabe über die Zusammensetzung des Pulvers. Der durch seine Fürsorge für den Buddhismuss bekannte König Asoka (259—222 v. Chr.) spricht in seinem Edikt von „Feuerwerken und anderen himmlischen Schaustellungen.“ Auch im Mahabharata, Harivamsa und Ramayana werden häufig feurige Waffen erwähnt, also schon im 2. Jahrh. n. Chr.

Oppert erzählt uns auch wie man dazu kam den Ausdruck „blaue Bohne“ für die Flintenkugel zu gebrauchen. In Vanaparva heissen die kleinen Bleigeschosse Bandhuka. Bandhuka aber ist eine indische Lianenart (Caesalpina Bonducella), deren Samenkörner einer Flintenkugel gleichen. In Arabien wurde die Bohne Bonduk Hindi genannt. Eine Haselnuss am schwarzen Meer wird Karyon Pontikon genannt. Daraus entstand im Aramaeischen und Arabischen Pfunduq. Dies soll mit Bunduk verwechselt worden sein und letzeres erhielt die Bedeutung Haselnuss neben der von Flinte und Flintenkugel. Durch die Araber soll das ursprünglich sanskritische Wort wieder nach Indien gelangt sein. Nach der Bundukbohne wurde die Bleikugel und später auch das Geschütz genannt. (Die Bohne wurde in der Medizin auch als Brechmittel verwendet.)





Deussen, Prof. Paul, Vedanta und Platonismus im Lichte der Kantischen Philosophie. Berlin 1904. (1.—) (Weidmannsche Bh.)

„Die höchsten Güter der Religion“ sagt der von uns hochverehrte Vedantist, „die wertvollsten Tröstungen, welche sie zu bieten hat, lassen sich zusammenfassen in die drei Worte: Gott, Unsterblichkeit und Freiheit. Die drei Heilsgüter lassen sich nur aufrecht erhalten, wenn Kant Recht behält, wenn Raum Zeit und Kausalität nur subjektive Anschauungsformen sind, wenn mithin die ganze, räumlich und zeitlich ausgebreitete und vom Kausalitätsgesetz beherrschte Welt nur Erscheinung ist, nicht Ding an sich. Denn gesetzt, die uns umgebende Weltordnung wäre eine ewige, auch unabhängig vom Bewusstsein bestehende Ordnung der Dinge an sich, so würden Gott, Unsterblichkeit und Freiheit unrettbar dahinfallen und alle Religion zu Grabe getragen werden müssen.“ „Wie die Religion, so wurzelt auch alle Philosophie von jeher in dem, was durch Kants Lehre zu ihrem Fundamentaldogma erhoben wurde, und die Philosophie aller Länder und Zeiten ist im Grunde nichts anderes als das Suchen nach einem Prinzip der Welterklärung, nach jenem geheimnisvoll verborgenen Innern, welches uns als diese räumliche und zeitliche Weltausbreitung vor Augen tritt, oder kurz und mit Kants Worten gesagt, alle Philosophie ist ein Suchen nach dem Ding an sich.“ Am System des Vedanta und den Lehren Platos weisst der Verfasser nach, wie diese beiden Ideengruppen dieses Problem gelöst haben, im Sinne Kants, und er fügt als Hinweis diesem Dreigestirn aussichtsvoller Metaphysik noch die wahre Kunstbetätigung hinzu, die „in allen ihren Formen von jeher den Kantischen Grundgedanken zur unbewussten Voraussetzung gehabt hat.“ „Der Künstler ist ein unbewusster Metaphysiker.“ „Die Kantische, von jeher aller Religion, Philosophie und Kunst zu Grunde liegende Weltanschauung müsste nicht derartige Wahrheit sein, wäre sie nicht überall da, wo der menschliche Geist in die Tiefe ging, zum mehr oder weniger deutlichen Durchbruche gelangt.“ Bemerkenswert sind ferner Deussens Ausführungen über den indischen Luther Çankara, der, nur den Veda anerkennend, alles übrige verwarf. „Hier aber macht er Halt und muss alle jenen früheren Entwickelungsstufen, Idealismus, Pantheismus, Kosmogonismus und Theismus, mit ihrem bunten und widerspruchsvollen Inhalte als göttliches, von Brahman geoffenbartes Wort anerkennen. In dieser Verlegenheit hat er einen wundervollen Ausweg gefunden, der für die Rettung unserer christlichen Theologie vorbildlich sein kann und wohl noch einmal werden wird. Er unterscheidet eine exoterische, bildliche, mythische Theologie, welche der Fassungskraft der Menge angepasst ist, von der reinen esoterischen Vedantalehre, welche den strengsten Anforderungen des philosophischen Denkens genügte und noch heut genügt.“ Die liebevolle Analyse der Platonischen Anschauung, insbesondere ihre scheinbare Verwechselung von Idee und Begriff und ihre mangelhafte Auffassung der Materie bildet den Schluss der Arbeit, die versöhnend und vereinend mit dem Hinweis auf die schopenhauersche Lösung der Ideenfrage und die meisterhafte Analyse Kants schliesst. In diesen beiden Geistesheroen finden jene urwigen Erkenntnisprobleme endlich eine Lösung, soweit sie sich für andere finden lässt. Dem Leser sei es nun überlassen gleich diesen grossen Philosophen die Ewigkeit und Unveränderlichkeit einer metaphysischen Welt in sich zu erfahren.

Ferriem, Fraude, mein geistiges Schauen in die Zukunft. Meine Erlebnisse und Erfahrungen auf okkultem Gebiete. Berlin (3 —). (Püttmann.)

Wir haben bereits im vierten Bande der N. M. R. auf die deutsche Couédon Frau de Ferriem in längerem Artikel hingewiesen und versprochen zu gelegener Zeit darauf zurückzukommen. Diese Gelegenheit bietet sich uns im Erscheinen

obiger Schrift. Frau F. berichtet darin von der Entwickelung ihrer Mediumschaft. Sie hatte dabei die häufig beobachteten Erscheinungen durchzumachen. Ihre Mutter war medial. In ihrer Umgebung manifestieren sich astrale Wirkungen. Ein Stuhl fällt um beim Tode der Mutter. Sie fängt an Gestalten zu sehen ähnlich dem Medium d' Espérance, erst eine männliche sodann die weibliche ihrer verstorbenen Mutter. Eine Pause von mehreren Jahren folgt. 1883 beginnt die Periode des Schauens von neuem. Sie schaut Ereignisse voraus, die in kurzer Spanne Zeit eintreten. So sieht sie ein Haus zwei Stunden, ehe sie es physisch erblickt, mit seinen Insassen astral und beschreibt es. Sie steigt auf einen Stuhl und hält eine drei Stunden währende Predigt. Martin Luther erscheint ihr in Verbindung mit der Krankheit zweier Verwandter und wiederholt seine Besuche, sobald der Familie etwas übles zustösst. Die menschenähnlichen Phantome mehren sich. Es tritt ein Hellhören auf. Stimmen lassen sich vernehmen, ohne dass sie die Sprecher sieht. Sie schliesst aber daraus, dass die Wesen einer jenseitigen Welt nicht nur sich uns sichtbar machen können, sondern auch hörbar. Kleinere transzendentale Erlebnisse, wie Träumen, wo ein verlorener Gegenstand liegt u. s. w. übergehen wir hier. 1885 endlich beginnt die Periode des Fernschauens von Dingen, mit denen sie nicht in persönlichen Kontakt steht, eine der eigenartigsten Erscheinungen des Sommambulismus. Sie sieht bei Swinemünde eine 300 Kilometer entfernte Stadt und sich selbst im strömenden Regen in der Stadt gehen. 14 Jahre später ist die Vision eingetroffen. Alexander von Battenberg erscheint ihr auf einem Schiffe fliehend. Ein Jahr später dankt er wirklich ab und wird auf einem Schiff nach der russichen Grenze transportiert. Auch hat sich ihr Aetherkörper inzwischen so stark empfänglich gemacht, dass sie im Stande ist eine Predigt eine Stunde nach dem Anhören wörtlich niederzuschreiben. 1895 verfällt sie im Gegensatz zu den bisherigen Erlebnissen, die bei tagwachem Bewusstsein durchgemacht wurden, bei einer ersten Versuchssitzung in Trance und verkehrt von nun an regelmässig mit Intelligenzen anderer Bewusstseinszustände, mit denen sie lange Gespräche führt. Im Mai 1896 endlich treten die Visionen auf, von denen ein grosser Teil durch die Tagespresse gelaufen ist. Auch ihr erscheint unter anderem gleich der Conédon ein Spirit mit Namen Gabriel, der durch sie spricht und schreibt. So ist der Zustand auch heute noch. Auf die lange Reihe von Prophezeihungen, welche in dieser Zeit bis jetzt erfolgt sind, einzugehen, verbietet uns der Raum. Einige sind eigenartig in Erfüllung gegangen. Eine Anzahl können wir in ihrem Eintritt oder Nicht-Eintritt noch beobachten.

Man mag zu diesen Phänomenen sei es vom animistischen, sei es vom spiritistischen Standpunkt Stellung nehmen, in einen wird man mir beistimmen: Die Phänomene sind bemerkenswert, und wir können Frau de F. nur dankbar sein, dass sie uns ihre Erlebnisse in so abgerundeter klarer Form mitgeteilt hat. Dem Büchlein fehlt, um es vollkommen zu machen, und dem Studium eine noch bessere Grundlage zu geben, ein Bild der Seherin mit der nötigen psychophysiologischen Diagnose, die gewiss einer der mit der Seherin bekannten Aerzte und Astrologen einer zweiten Auflage hinzufügen könnte.

Münz, Dr. I., Rabbi Moses ben Maimon (Maimonides). Sein Leben und seine Werke. Teil I. Mainz 1902. (2.50.)

Eine Biographie des Rabbi (geb. 30. März 1135 in Cordova), deren echte Volkstümlichkeit ihr den Beifall aller Kreise sichert, die sich für das Leben und Denken wirklich grosser Menschen begeistern können. Sie kommt uns besonders gelegen, da wir in den nächsten Bänden uns vielfach mit jüdischen Lehren beschäftigen müssen.

Dass Maimon recht wohl den Namen eines Theosophen verdient, beweist sein Kommentar zu dem Mischna Traktat, der unter dem Namen Schemon Perakim (die acht Abschnitte) eine Sammlung von „Sprüchen der Väter“ enthält. Die Ein-

leitung dazu wollen wir nach der Darstellung von Münz hier inhaltlich wiedergeben. Diese Einleitung „enthält die schönsten und trefflichsten Gedanken Maimunis über die wichtigsten ethischen und philosophischen Fragen; Gedanken, die ihren Wert und ihre Bedeutung noch heute in der Gegenwart nicht eingebüsst haben. In dem ersten und zweiten Abschnitte spricht M. von der menschlichen Seele und ihren Kräften und setzt die Aufgabe der Ethik darin, die Sitten, die Eigenschaften des Menschen zu veredeln und seinen Charakter zu vervollkommnen; im dritten und vierten handelt er über die moralischen Gebrechen, die er Krankheiten der Seele nennt, und über die Mittel, dieselben zu töten, im fünften versucht er die Richtung anzugeben, welche man den Geisteskräften geben müsse, um zu dem nächsten Ziele des irdischen Daseins, zur Gotteserkenntnis zu gelangen; im sechsten erörtert er den Unterschied zwischen dem wahrhaft Tugendhaften, der aus innerer Herzensneigung das Gute übt, und dem Enthaltsamen, der die bösen Leidenschaften erst unterdrücken, beherrschen muss, und löst in geistvoller Weise den Widerspruch, der diesbezüglich zwischen der Auffassung der Philosophen und den Aeusserungen der talmudischen Weisen zu herrschen scheint; im siebenten gibt er die verschiedenen Stufen prophetischer Vollkommenheit und den ausgezeichneten Rang unseres Lehrers Moses an; und endlich im achten entwickelt er die Lehre von der menschlichen Willensfreiheit der göttlichen Allwissenheit gegenüber." Wir ersehen aus dem Inhaltsabriss, dass sich Maimonides über den Weg zu Gott ebenso klar war, wie unsere christlichen Mystiker. In diesem Boden innerer Erkenntnis wurzelnd schuf er als der erste eine zusammenhängende jüdische Glaubenslehre mit 13 Glaubenssätzen, die sich bis zum heutigen Tage in den jüdischen Gebetbüchern erhalten hat. Von diesen Sätzen aus zur Darstellung des gesamten jüdischen Lehrgebäudes in Form eines Systems von Gesetzessammlungen war nur ein notwendiger Schritt für den nie rastenden, von heiliger Begeisterung durchglühten Rabbiner, und so schuf er das Riesenwerk, den Religionscodex Mischne-Thora (Wiederholung der Lehre) der 1180 vollendet wurde. Mit der Besprechung dieses Werkes schliesst dieser erste Band der Maimunbiographie, die in unseren Kreisen einer freundlichen Aufnahme gewiss sein kann.

Newest, Ph., einige Weltprobleme; populär-wissenschaftliche Abhandlung. Teil I. Die Gravitationslehre — ein Irrtum! Teil II. Gegen die Wahnvorstellung vom heissen Erdinnern. Wien 1905—1906. (Konegen.) (I. 1.25, II. 1.50.)

Von allen Seiten werden die Grundpfeiler der exakten Wissenschaft erschüttert. Was bisher für ewige Wahrheit galt, ist von kecken Geistern ins Wanken gebracht worden. Der Okkultismus hat stetig diese mechanistischen Mauern unterminiert, kein Wunder also, wenn der stolze Bau eines Tages in sich zusammenstürzt. Es wird ja dann aus der Welt kein Chaos werden, im Gegenteil, sie bleibt, wie sie ist; aber das, was uns heute als unveränderlich gilt, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, der Gravitation und vieles andere, wird nur noch in bescheidenem Umfange gelten. Dafür aber werden wir endlich das Walten jener geistigen Gesetze erkennen, die von Anfang an wirksam, unserem Fassungsvermögen nur durch den materialistischen Dünkel verschleiert wurden.

Einer von den kühnen Einreissern möchte der Ingenieur sein, den obige interessante Schriftchen zum Verfasser haben. Leider berührt er so viele grösste Fragen menschlichen Erkennens, dass wir uns aufs strengste Beschränkung auferlegen müssen bei unserer Besprechung, um nicht ein ganzes Buch zu diesem Thema zu schreiben. Wir verzichten deshalb zunächst auf eine kritische Betrachtung, die in einige Artikel des kommenden Bandes verschmolzen werden soll und geben nur das wieder, was Newest als seine neue Anschauung uns vorträgt.

Protuberanzen. Die Sonne scheidet Wasser — und Metalldämpfe aus, welche analog dem Leidenfrostschen Phänomen, bei dem ein Wasser-tropfen

auf einer glühenden Metallplatte hin- und herrollt, nicht aber sogleich verdampft, sich nicht oberflächenartig ausbreiten, sondern von der kolossalen Strahlenwirkung des Sonnenballes in den Weltraum geschleudert werden, weil sie atherman sind.

Ebbe und Flut. Diese Erscheinungen sind nicht dem Monde zuzuschreiben, sondern der Sonnenbestrahlung.

Flussbettwanderungen unterstehen in gleichem Masse dem mechanisch wirkenden Einfluss der Sonnenbestrahlung.

Der Golfstrom findet die gleiche Erklärung: die Strahlenwirkung der Sonne ist ausser der oberflächlichen Wasserverdrängung, durch welche die Ebbe und Flut hervorgerufen wird, am Aequator eine noch viel tiefergehende.

Die Gravitation. Die Frage „wodurch erhält die Masse Gewicht? beantwortet N. mit dem Satze: Um den Mittelpunkt einer bewegten Masse entsteht infolge von Kompressionswiderständen eine Energie, die wir als Schwere oder Gewicht bezeichnen. Diese Widerstände, verursacht durch die Starrheit der Masse (der Erde) kommen bei festen Körpern als Gewicht, bei Gasen als Spannungen zum Ausdruck. Dem wird dann Seite 61 der Satz zugefügt, dass die konzentrische Bewegung der Erdachsendrehung erhöht wird durch Eigenbewegung eines schweren Körpers in der Ebene oder nach aufwärts. und dass bei solchen Eigenbewegungen das Hindernis des Gewichtes, also die zentrische Energie zu überwinden ist. Die Schwere der Massen ensteht nach und nach durch eine fortgesetzte Konzentration um den Mittelpunkt.

Trägheitsgesetz: Ein bewegtes Rad wird, sobald die Kontrazentration nicht mehr fortwirkt, infolge der durch die Zentration bewirkten Hemmung in gewisser Zeitfolge jenes Schwergewicht zurückerhalten, welches durch die Dichtigkeit seiner Atome im ruhenden Zustande gegeben ist. Wir haben also in der Hemmung die Ursache einer der Gravitation entgegenwirkenden Kraft zu sehen, in der Weise wie es in der Geheimlehre angedeutet ist. Es heisst da, „dass alle Kraftwirkungen zweipolig sind. Der Attraktionskraft unentrinnbar verknüpft ist eine Repulsionskraft" (-Kontrazentration), was den Anschauungen von N. im Wesen wohl gleichkommt.

Teil II. Kann das Erdinnere heiss sein? Das Erdinnere ist gar nicht heiss, sondern beinahe kalt. Die im Innern der Weltkörper befindlichen Massen besitzen nur jene Wärmetemperatur, welche mit der Dichtigkeit infolge des ungeheuren Druckes übereinstimmt. Im grossen Radius um das Erdzentrum besitzen die Massen eine Wärme, die die Nulltemperatur um weniges übersteigt, weil sich die Massen in ziemlicher Nähe des absoluten Volumens befinden müssen. Dabei ist nach N. das Volumen der Körper deren relativen Nullpunkten proportionell. Das Erdinnere hat also unter dem ungeheuren Drucke infolge der Konzentration nach dem Mittelpunkte sein absolutes Volumen erreicht. Wird der Druck entfernt, so wird die durch den Druck gebundene Wärme frei und die Materie schnellt gewissermassen in ihren früheren gasförmigen Zustand zurück, sie wird zunächst glühflüssig und verdampft, wenn möglich. So sind nach N. die Vulkane zu erklären, die auch nur dort gegeben sind, wo durch Rutschungen, Abbröckelungen kolossaler Felsmassen sich der Oberflächendruck verändern kann, an den Meeresküsten.

Die Mondfläche: Der Mond ist eine Eisenkugel, die bei der Erkaltung Luftblasen nach oben getrieben hat, wie ein geschlagener Kuchenteig. Die Gebirge sind nichts anderes als ganz gewöhnliche Schlacken. Der Mond ist ein zusammengesetztes Eisenmeteor. Unsere Erde hingegen ein Steinmeteor.

Oberflächenbildung der Himmelskörper: Der Abkühlungsprozess der Himmelskörper vollzieht sich infolge Verdichtung zuerst im Innern und schreitet kontinuierlich bis zur Oberfläche fort.

Ursprung der Erdwärme: Die Gesteinsmasse, welche in heissem Zustand unter dem Druck erstarrt, wird wieder flüssig, wenn dieser Druck an einer Stelle bedeutend vermindert wird. (E. Reyer.) Die Erdwärme ist ein Wiederaufglühen nach unmessbarem Zeitraum, daher sind alle Wärmeerscheinungen des Erdinnern, sei es vulkanische oder Erdwärme bei Horizontal- oder Vertikalbohrungen, auf die in der Erdmasse vorhandene latente Wärme, die aus dem Urzustand des Erdkörpers stammt zurückzuführen.

Kocksch, Dr. med., das Luftbad und seine Bedeutung für Grossstädte und Industriezentren. Leipzig. (1.—) (Strauch.)

Pudor, H., Nackt-Kultur. I. Bändchen: Allgemeines, Fusskultur. Steglitz 1906. (1.—) Mit zahlreichen Tafeln. (Pudor.)

Beide Schriftchen sind von dem gleichen Drange beseelt, uns die Sorge um unsern Körper nahezulegen. Trotzdem die theosophischen Kreise die gekreuzten gleichseitigen Dreiecke als Wahrzeichen haben, glauben sie doch fast allgemein, die Vernachlässigung des Körpers sei, ich möchte fast sagen Pflicht der theosophisch Strebenden. Wie irrtümlich ist dies doch! Die Gleichmässigkeit und Symmetrie des Zeichens lehrt uns doch gerade, dass die Durchdringung des Geistes und der Materie symmetrisch, also nicht auf Kosten des einen oder des anderen geschehen soll. Also sollen wir getrost die nötige Zeit auf die Entwickelung des Körpers verwenden, ohne uns deshalb von unseren geistigen Zielen abwendig machen zu lassen.

Um den Pudor'schen Zielen: Nacktheit als Kur- und Regenerationsmittel, Nacktturnen und Nacktsport, näher zu kommen. bedürfen wir in allererster Linie Räume, in denen wir diesen Ideen nachleben können. Also ist die Einrichtung von Luftbädern das erste Erfordernis. Dr. Kocksch hat mit viel Umsicht den hohen Wert derartiger Einrichtungen geschildert.

Ein Luftbad ist nicht ein Ruhe-, sondern ein Bewegungsbad! Man vergesse nicht, dass es nötig ist, im Luftbad den Körper in beständiger Bewegung zu erhalten. Diese Bewegung erzeugt eine lebhafte abkühlende Luftzirkulation über der Haut, eine Entspannung der inneren Organe zugunsten der erhöhten Spannung in Armen, Händen, Beinen und Füssen, und so einen wohltuenden Ausgleich der Spannungen des ganzen Körpers. (Man vergleiche Dr. med. Lots [Friedrichsroda] über die Wohltätigkeit der zentripedalen Erregungen für den menschlichen Körper (Zeitschrift f. klin. Med. 30. Band, 1, 2.) Notwendig ist dabei besonders Bewegung der Füsse und Hände. Den ersteren Übungen ist Pudor's treffliche Arbeit gewidmet, die uns mit der Ausführung der Fussübungen vertraut macht und das Thema mit Geschick nahezu erschöpft.

Vom metaphysischen Standpunkte aus ist eine Fusskultur in umso höherem Masse Bedingung, als die Füsse das Symbol oder besser das Analogon des geistigen Stehens auf dem Felsen der Erkenntnis sind und ihre Entwicklung der des inneren Menschen parallel gehen muss. Unser Organismus ist der Ausdruck unserer geistigen Verfassung, sorgen wir dafür, dass diese durch Übung, Pflege usw. eine gute ist, so müssen wir auch ihrem körperlichen Ausdrucke die nötige Sorgfalt zuwenden, um dem Ideal der gekreuzten gleichseitigen Dreiecke immer näher zu kommen.

Spruchwörterbuch. Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften an Haus und Gerät, Grabsprüche, Sprichwörter, Aphorismen, Epigramme, von Bibelstellen, Liederanhängen, von Zitaten aus älteren und neueren Klassikern, sowie aus den Werken moderner Schriftsteller, von Schnadahüpfln, Wetter- und Bauernregeln, Redensarten usw. nach den Leitworten, sowie geschichtlich geordnet und unter Mitwirkung deutscher Gelehrter und Schriftsteller herausgegeben von Franz Freiherr von Lipperheide. In 20 Lfgn. zu 60 Pfg. Gesamtpreis 12.— Mk. Lfg. 1 u. 3. Berlin 1906. (1.20)

Was das Buch enthält sagt der Titel; dass es eine tüchtige Arbeit ist, verrät der Name des Herausgebers, dessen umfassender kulturgeschichtlicher Arbeit wir vielseitige Anregungen verdanken. Eine überraschende Fülle von Zitaten (30000 Stellen wird das Gesamtwerk enthalten) ist hier gesammelt. Die Anordnung unter Schlagworten ermöglicht ein sofortiges Auffinden des Materials. Von jeder einzelnen Stelle ist die Herkunft angegeben, also: Verfasser, Titel des betreffenden Werkes, Entstehungsjahr, bei Dramen der Akt, Szene, sprechende Person, bei bekannten Opern und dergl. Ort und Tag der ersten Aufführung, bei vielen Gedichten und Liedern selbst Monat und Tag der Entstehung.

Da in unserer Zeit die Heilszeichen der alten Arier durch die grossen Gedanken und Worte unserer Dichter und Denker ersetzt sein sollen, so haben wir hier eine geistige Anregung schönster Art vor uns. Das Werk, das sich als Geschenk sehr gut eignet, wird sich bald als Hausbuch in allen Familien eingebürgert haben.

Du Prel, Karl, Das Kreuz am Feuer. Ein hypnotisch-spiritistischer Roman. Dritte Auflage. Stuttgart u. Berlin 1905 (Cotta). (5.— geb. 6.—)

Mit Vergnügen weisen wir darauf hin, dass von diesem trefflichen Roman, der in leichtfasslicher Form die interessanten Fragen des Hypnotismus und Spiritismus den Lesern nahebringt, die dritte Auflage erschienen ist. Das Werk hat sich längst das Bürgerrecht in allen Kreisen erworben und wird stets die beste Einführung in den Spiritismus bleiben.

Windelband, W., Immanuel Kant und seine Weltanschauung. Gedenkrede. Heidelberg 1904. (Winters Univ.-Bchl.) (—.60) 32 SS.

Die feinsinnige Rede wurde zur Feier der Wiederkehr von Kants Todestag an der Universität Heidelberg gehalten. Wer sich kurz über Kant orientieren möchte, und jeder Laie muss dies heutzutage, wird in dem kleinen Schriftchen eine gute Anregung finden.

Cattullus, Valerius, sämtliche Dichtungen in deutscher Uebersetzung nebst ausführlichen Erläuterungen von Dr. Mauriz Schuster. Wien 1906. (Pap-auscheck). (3.—)

„Catull ist einer jener Dichter, an denen die Nachwelt gutmachen musste, was die Mitwelt übersah. Uns gilt Catull als Roms originellster und begabtester Lyriker, als ein wahrer Götterfreund. Er darf vom höchsten Standpunkt der Kritik aus beurteilt werden, denn er ist vom Hauche unvergänglicher Grösse berührt. Seine Sprache ist (im Gegensatz zu Vergil) durchaus schlicht und ungesucht, witzig und volkstümlich, ja, so es der augenblickliche Einfall heischt, cynisch derb. Sie perhorresziert (im Gegensatz zu den Alexandrinern) das Prunken mit mythologischer Gelehrtenweisheit. Auch begegnen uns nirgends jene langatmigen Reflexionen, nirgends jenes rhetorische Pathos, das sich bei den meisten römischen Dichtern oft unliebsam in den Vordergrund drängt. Die verschiedenen mitunter schwierigen Metren handhabt er mit virtuoser Leichtigkeit." Mit diesen Worten charakterisiert Schuster den Dichter, dessen lebens- und liebestrunkene Lieder in dieser recht guten Uebertragung zahlreiche neue Freunde finden werden.

Besant, A., die vier grossen Religionen. Vier Vorträge von der einundzwanzigsten Jahresversammlung der Theosophischen Gesellschaft zu Adyar bei Madras. Autor. Uebersetzung von Günther Wagner. Leipzig 1905. (Altmann) X, 197 SS.

„Die vier Vorträge" (über Hinduismus, Zoroastertum, Buddhismus, Christentum „erheben", sagt die berühmte Theosophin, „keinen Anspruch, mehr als eine populäre Erklärung der vier grossen Glaubenssysteme zu sein und sind nicht für ein eigentliches Studium derselben geschrieben .... ihre Absicht ist, den Anhängern jeder der vier Religionen es zu erleichtern, den Wert und die Schönheit der drei anderen Glaubensrichtungen anzuerkennen und die ihnen allen ge-

meinsame Grundlage darzulegen . . . Der allgemeine Ideengang dieser Vorträge ist folgender: Jede Religion wurde im Lichte okkulter Kenntnisse betrachtet, sowohl in Beziehung auf ihre Geschichte, als auf ihre Lehren. . . . . Ich gehe von dem Standpunkt aus, dass alle Religionen den Menschen von einer grossen Brüderschaft gegeben wurden, die den spirituellen Erkenntnisschatz verwaltet und bewacht. Jede Religion behandelte ich als eine Kundgebung ewiger spiritueller Wahrheiten, die von Sendboten oder Mitgliedern dieser Brüderschaft überbracht wurde. Jede Religion hat ihre eigene Mission in der Welt, jede ist den Nationen angepasst, denen sie gegeben ist, und dem Typus der Zivilisation, die sie durchdringen soll und die sie in Uebereinstimmung zu bringen hat mit der allgemeinen Entwickelung der menschlichen Familie . . . . Es ist der Versuch gemacht in jeder Religion das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu unterscheiden und hauptsächlich das erstere zu behandeln."

Besant, A., der Pfad der Jüngerschaft. Vier Vorträge gehalten am zwanzigsten Stiftungsfest der Theosoph. Gesellschaft zu Adjar Madras (27. 28. 30. Dezember 1895. Autoris. Uebersetzung von Gräfin H. Scheler. Leipzig 1905 (Altmann) (2.— geb. 3.—) 162 S. S.

Die vorzügliche Einweihungsschrift ist längst in englisch lesenden Kreisen als ein Lehrbuch zur inneren Entwicklung eingeführt und als solches auch von uns in englischer Ausgabe bereits gewürdigt. Es genügt wohl der nachdrückliche Hinweis auf die recht gute deutsche Uebersetzung, um dem Werkchen unter unseren Freunden willige Leser zu werben.

Ruest, Dr. A. Stirnerbrevier. Die Stärke des Einsamen. Max Stirners Individualismus und Egoismus mit seinen eigenen Worten wieder gegeben. Auswahl und Einleitung. 3. Auflage Berlin 1906. (Herm. Seemann Nachf.) (1.— geb. 2.—) VII, 283 S. S.

Ruest, Dr. A. Max Stirner: Leben-Weltanschauung-Vermächtnis. 2. Auflage Berlin (1906) (Seemann Nachf.) 2.— (geb. 3.—)

Die Wiederkehr des 100. Geburtstages von Johann Kaspar Schmidt, genannt Stirner, gibt Anlass, und diesmal mit mehr Ruhe als in den 90er Jahren, sich mit diesem eigenartigen Charakter, zu beschäftigen. Heute ist es nicht Stirner-Nietzsche, nicht der Anarchismus, nicht der Kampf um das Uebermenschentum, der uns St. nahebringt, sondern das Bedürfnis den Menschen St. voll zu erfassen. Es soll keine Stirnerbewegung entstehen, wir sollen aber unser Interesse jenem Buche in erhöhtem Masse widmen, das uns allen, die wir es vor Jahren gelesen und in glühender Begeisterung gelobt oder mit Abscheu verworfen haben, eine Revolution im Innern und einen Kraftzuwachs im Aeussern bedeutet. Es gibt wenige Bücher, mit denen man innerlich so ringen muss, wie mit dem „Einzigen." Deshalb wird es gewiss dankbar empfunden, wenn Ruest es in seiner zweiten Schrift versucht die Stirnersche Persönlichkeit psychologisch zu analysieren. Das ist eine schwere Aufgabe bei dem wenigen Tatsächlichen, was wir über Stirner wissen. Aus seinen Schriften auf ihn selbst zu schliessen ist sehr problematische Arbeit. Doch ist es der einzige Weg Licht in dieses Leben und Denken zu bringen. Mackays Biographie Stirners enthält alles, was sich heute noch über das äussere Leben des Philosophen feststellen lässt. Auf dieser Basis, mit Stirners Schriften zur Hand verfolgt nun Ruest „nur das Ziel, eine Brücke zwischen dem höheren Mädchenlehrer Stirner und dem Verfasser des „Einzigen und sein Eigentum" aufzuzeigen . . . bisher gab es einige Inhaltsangaben des „Einzigen usw." ich möchte sagen: blosse Paradigmen, Schemata, welche sich nicht von der äusseren Struktur dieses Werkes freimachen wollten und infolge dessen nicht alle Wurzeln und Motive zugleich des Denkers aufdecken konnten. Wir zeigen zum ersten Male die gesamten theoretischen Grundlagen aus ihnen abgeleitet erst den praktischen oder moralischen Teil; ins allgemeine

Bewusstsein sind überhaupt nur aus diesem letzteren einige, in ihrer Abgetrenntheit von den Grundlagen paradoxwirkende Bestandteile, Sätze, übergegangen. . . . endlich ist auch ein historischer Ueberblick über die Fortwirkungen der Stirnerschen Philosophie zum ersten Male versucht, und ein ausführlicher Vergleich der Stirnerischen mit den Nietzscheschen Ideen führte zur Aufstellung eines positiven Zukunftsideales," Der Verf. schliesst und wir können ihm in dieser Steigerung nur beistimmen, mit den Worten: unser Ich ist nicht Ausgangspunkt, den wir schon kennen, unser Ich ist Zukunft, der wir zusteuern. Und ehe wir es vielleicht einmal als letzten Gesetzgeber wieder aufstellen können, so glauben wir, dass abermals eine Metaphysik, die auch das Ich zunächst nur als einen Spezialfall des Kosmos erkennt, vorangehen muss, um nicht von vornherein einen schmerzlichen Widerspruch zwischen dem Ich und jeglichem Gesetz zu sehen, sondern im Gegenteil aus der letzten Erklärung des Makrokosmos unmittelbar die Fäden zu gewinnen, an denen — notwendig und doch frei — auch der Mikrokosmos, der Mensch, ohne den unseligen Zwiespalt im Busen, sich leiten lässt und selber leitet."

Nach einiges aus dem Stirnerbrevier mag hier Platz haben. In den Kleinen Schriften (Hrsg. von J. H. Mackay.) charakterisiert St. seine eigene Lehre: „Der Egoismus, wie ihn Stirner geltend macht, ist kein Gegensatz zur Liebe, kein Gegensatz zum Denken, kein Feind eines heissen Liebeslebens, kein Feind der Hingebung und Aufopferung, kein Feind der innigsten Herzlichkeit, aber auch kein Feind der Kritik, kein Feind des Sozialismus, kurz kein Feind eines wirklichen Interesses: er schliesst kein Interesse aus. Nur gegen die Uninteressiertheit und das Uninteressante ist er gerichtet: nicht gegen die Liebe, sondern gegen die heilige Liebe, nicht gegen das Denken, sondern gegen das heilige Denken." Man erinnere sich, dass Stirner in der Weinstube bei Hippel in Berlin an einem Tisch sass mit L. Feuerbach und Bruno Bauer! —

„Das Wissen, so gelehrt und reich, oder so breit und fasslich es auch sei, bleibt so lange doch nur ein Besitz und Eigentum, als es nicht in dem unsichtbaren Punkt des Ich zusammengeschwunden ist, um von da als Wille, als übersinnlicher unfasslicher Geist allgewaltig hervorzutreten." Die Morgenröte einer neuen Kultur dämmert in den Worten: „Dir kommt mehr zu, als das Göttliche, das Menschliche usw.; „Dir kommt das Deinige zu." „Du bist nicht bloss berufen zu allem Göttlichen, berechtigt zu allem Menschlichen, sondern Eigner des Deinigen d. h. alles dessen, was Du Dir zu eigen zu machen Kraft besitzest, d. h. Du bist geeignet und befähigt zu allem Deinigen."

Oldenburg, H., Indien und die Religionswissenschaft. Zwei Vorträge. Stuttgart (Cotta) 1906 (1.60).

Obwohl die beiden Dioskuren am Himmel religionsphilosphischer Forschung Deussen und Oldenberg Gegner der Schriften H. P. Blavatskys und der sich an diese anschliessenden Vereinsbewegungen sind, so sind doch alle ihre Arbeiten dazu angetan, die von H. P. Blavatsky gezogenen Grundlinien religionswissenlicher Anschauungen zu verstärken und ihre Richtung als richtig zu beweisen. Was in der Geheimlehre, einem Buche „tollster und ungereihmtester Phantasien", als welches es von Deussen angeschaut wird, mit genialem Blick festgelegt ist: Grundzüge historischer, religionsphilosophischer und religionsvergleichender Erkenntnis, die erst Jahrzehnte, ja vielleicht Jahrhunderte lange Einzelforschung wird beweisen können, das gilt auch diesen Gelehrten als das zu erreichende Ziel.

In dem ersten Vortrag steht die Frage im Vordergrund: wie verhält sich die Erforschung der altindischen zu den benachbarten Forschungszweigen und zum Ganzen der Religionswissenschaft. Als Grundlage aller Arbeit hat zu gelten Indien für die Inder, wie ja „überall in der Geschichtswissenschaft heute eine mächtige Strömung dahin drängt das Inkommensurable, Bodenständige in den Nationen hervorzukehren". Dazu aber gehört, dass wir uns den Faktoren unseres

Studiums unterordnen und sie auf uns möglichst rein und unverfälscht einwirken lassen, „Wir wollen die Tragödie des Kampfes der beiden Seelen in der Brust des indischen Volkes, der arischvornehmen und der niedrigwilden mit durchkämpfen". Von dieser Vertiefung in das Begränzte müssen wir aber hinausgelangen ins Ganze, von Indien aus den Zusammenhang Indiens mit der Welt finden. Dazu ziehen wir nun alles heran, was an Wissenschaft des Altertums uns zugänglich ist. Dabei ist aber der Wert dieser Hilfsmittel recht verschiedenartig. Von vergleichender Mythologie erwartet Verfasser wenig Erpriessliches, von Sprachvergleichung mehr, viel vom Studium der Indoeuropäer, jenes Muttervolkes der Inder, Iranier, Griechen, Italiker, Kelten, Germanen, Slaven. Es ist dabei so interessant, wie sehr sich Oldenburg dabei der Geheimlehre nähert. „Man kann das Wesen der Untersuchungen, von denen ich bisher gesprochen habe, dahin zusammenfassen, dass die Erforschung der altindischen und die der verwandten Religionen gemeinsam durch ihre Vergleichungen das Bild des direkt Ueberlieferten nach rückwärts, in phrähistorische Perioden hinein, zu erweitern sich bemühen. Dass da auf die Gebiete, die den geschichtlichen Zeit näher liegen, ein sehr viel helleres Licht fällt, als auf die entferntere Vergangenheit, ist ja begreiflich. Aber nun kann es einen Augenblick paradox erscheinen, wenn ich jetzt weiter vom Zurückdringen in noch tiefere Vergangenheit spreche und behaupte, dass hier die Sicherheit unseres Vorgehens nicht nur nicht weiter abnimmt, sondern im Gegenteil wieder zunimmt. Sie nimmt zu, weil wir bei jenen vorgeschichtlichen Fernen anlangen, in denen die Freiheit der Volksindividualitäten noch nicht ihr unergründliches Spiel treibt, sondern eine Notwendigkeit, mit der wir rechnen können, überall gleichartige Gestalten hervorbringt." Diese „Notwendigkeit" sehen wir von unserem Standpunkte in der noch grossen Stärke psychischer und astraler Fähigkeiten erklärt, die den vorgeschichtlichen Rassen ein unmittelbareres Verständnis geistiger Symbole ermöglichte, als uns heute. Daher die einheitliche Symbolik der Atlantier, Lemurier und wenn wir wollen noch früherer Rassen, daher die Möglichkeit einer Annahme einer einheitlichen Gotteserkenntnis, oder Religion (Theosophike) in jenen Zeitfernen. Und wäre es nicht so, wäre dann nicht eine Rekonstruktion dieses Urwissens einfach unmöglich? Sie ist aber möglich, wie unsere zeitgenössische Philosophie und Wissenschaft zeigt.

Volle Anerkennung findet O. für die Ethnologie, die ja Bastian so viel verdankt; die Philologentechnik möchte er auf einige Zeit aus diesen Studien verbannt sehen. Seite 15, 16 begegnen wir unseren theosophischen Anschauungen z. B. dass des Pythagoras Lehre die Spur indischer Anregungen zeigt, dass in den Gedankengängen der Neuplatoniker orientalische Mystik „auch indische Denker und Wundermänner Anteil haben", als diskussionsfähig. Von da bis zur Anerkennung der planmässig arbeitenden okkulten Brüderschaft ist es nicht mehr sehr weit!

Wie Verfasser, begeistert von dem geistigen Reichtum Indiens die Vorteile eines indischen Studiums für alle unsere Kenntnisse und Kultur schildert, brauche ich nicht wiederzugeben, er ist darin Meister!

Auf die zweite Rede: Gottesgnade und Menschenkraft, die obiger Arbeit beigedruckt ist, kommen wir ein andermal zu sprechen.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag; Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen [Anhalt].

